

Romanistan ist überall

Markierungen im unwegsamem Gelände

Hg.: IG Kultur Österreich

romanistan.net
EIGENVERLAG

Romanistan ist überall

Markierungen im unwegsamen Gelände

Herausgegeben von der IG Kultur Österreich
Eigenverlag, igkultur.at
Wien, 2013

ISBN: 3-9500544-7-2

© bei den Autor_innen und Übersetzer_innen

Redaktion: Ljubomir Bratić, Gabriele Gerbasits, Andrea Hummer, Patricia Köstring,
Nenad Marinković

Lektorat: Andrea Hummer, Patricia Köstring, Martin Wassermair (Endlektorat)

Übersetzung: Erika Doucette (englische Ausgabe), Nicolás Jiménez González (Ausgabe
auf Romanes), Marta Malo de Molina (spanische Ausgabe)

Übersetzung einzelner Texte: Andrea Hummer, Patricia Köstring, Patrick Kwaśniewski,
Bárbara Martín Zurano, Camilla Nielsen, Sam Osborn, Dolores Otero Quesada, Virginia
Pareja, Ian Pepper, Dragan Ristić, Raúl Sánchez Cedillo, John Sweeney, Maria Sweeney,
Martin Wassermair, Monika Zivojinović

Umschlaggestaltung und Basisdesign: Adriana Torres (puntos.at)

Grafische Umsetzung: Erwin J. Franz (erwinfranz.at)

Umschlagfoto: Patrick Kwaśniewski

Druck und Verarbeitung: oha-Druck GesmbH, Traun

Printed in Austria. Die eingesetzten Rohstoffe für die Papierproduktion stammen aus
nachhaltiger Waldwirtschaft.

Diese Publikation erscheint im Rahmen des Projekts *Romanistan. Crossing Spaces in
Europe* (romanistan.net) und ist kostenlos in vier Sprachen erhältlich: Deutsch, English,
Español, Romanes. Bestellung / Download: igkultur.at, romanistan.net.

Aus Gründen der leichteren Lesbarkeit wird bei der Bezeichnung der Volksgruppe als
„Roma und Sinti“ auf eine geschlechtsspezifische Differenzierung verzichtet. Entspre-
chende Begriffe gelten im Sinne der Gleichbehandlung für beide Geschlechter.



Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für
den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere
Verwendung der darin enthaltenen Angaben.



Romanistan ist überall

Markierungen im unwegsamen Gelände

Hg.: IG Kultur Österreich

Inhalt

Ach, mein – ROMANISTAN!	8
Hamze Bytyci	
ROMANISTAN	9
Selbstverortung im Ausnahmezustand	10
# 1	13
Kontinuitäten und (Auf-)Brüche	14
Erika Thurner	
„Zigeuner“ vs. „Bauer“	19
Markus End	
Selbstorganisation und Selbsthistorisierung	25
Simone Schönert	
Eine Neue Soziale Bewegung?	30
Pedro Aguilera Cortés	
Wahrnehmung, Wahrsager und Wahrheit	36
Gilda-Nancy Horvath	
Kulturarbeit als Chance?	41
Hamze Bytyci	
Die große Wissenslücke: Die Roma	51
André J. Raatzsch	

2 57

Mapping Vienna. Barcelona. Berlin 58

Almir Ibrić

Ort des Sehens 61

André J. Raatzsch

Aktivismus organisieren 67

Katalin Bársony

„Float like a butterfly, sting like a bee“ 73

Marty Huber

Vom Wiederholen und wieder Holen 76

Aylin Basaran

Alle bleiben! 80

Marty Huber

Wir sind gegen das Wort Zigeuner. 83

Gilda-Nancy Horvath

3 87

Selbstverpflichtung oder nur geduldiges Papier? 88

Patricia Köstring

Offizielle Roma-Diskurse 93

Ljubomir Bratić

Tür und Tor 100

Radostina Patulova

# 4	103
Roma in Spanien: Kultur, Vision und Rechte	104
Pedro Aguilera Cortés	
Das Prinzip Antidiskriminierung und die Allianzenbildung	112
Ljubomir Bratić	
Autor_innen und Übersetzer_innen	117
Projektbeteiligte	123

Ach, mein – ROMANISTAN!

Hamze Bytyci

Seitdem ich denken kann, tue ich mich mit Abkürzungen jeglicher Art schwer.

Deswegen war ich wohl auch so schlecht in Chemie. Mit der Zeit wurde das aber immer schlimmer. Sie sind überall. Man sollte nur noch PC reden, um auch wirklich niemanden zu nahe zu treten. Ohne ERIO, IRU, ERRC, ERTF und OSI zu kennen, kommt man nicht weiter. Früher war ich Rotationseuropäer mit MH, vor Kurzem erfuhr ich allerdings, ich sei auch POC.

Wem wäre das alles nicht zu viel?

Es gibt jedoch auch eine andere Sorte von Abkürzungen, eine, die über das Klassenzimmer hinausgeht. ROMA und SINTI, also ZIGEUNER, also FREMDE, die STINKEN, KLAUEN, MÜLL!

Vor solchen Abkürzungen will man flüchten, am besten an einen Ort der Protektion.

Ach, mein – ROMANISTAN!

Das Begehren nach ROMANISTAN ist nicht neu: Die zeitgenössische Roma-Bewegung begann am 8. April 1971. Seitdem wissen wir, dass wir uns offiziell ROMA nennen, wir bekamen eine Flagge und eine Hymne. Doch zu behaupten, alle ROMA würden sich mit der Bezeichnung und mit den Insignien des neuen „Volkes“ identifizieren, wäre

ein kühner Akt. Die Vertreter_innen des Jahres 1971 wurden nicht vom „Volk“ gewählt. Auch heute finden keine demokratischen Wahlen statt. Wie denn auch?

Da fehlt etwas.

Ach, mein – ROMANISTAN!

Was ist das ... ROMANISTAN ... was will es sein ...?

Indien ist es sicherlich nicht, denn obgleich ich dieses Land als mein Gyrbet sehe, ist es für mich fremd. ROMANISTAN sollte vielmehr ein Symbol sein. Ein Symbol für einen Traum, einen geschützten Raum für jeden von uns zu haben, so etwas wie SAFE SPACE, um bei der Sprache der POC zu bleiben. Im Moment ist es nur ein interaktiver ART SPACE, in dem sich einzelne Künstler_innen auch als Künstler_innen verwirklichen können, ohne allzu sehr mit Abkürzungen konfrontiert zu werden.

ROMANISTAN steht für einen Wunsch nach einer selbstverständlichen Existenz – mit der damit verbundenen Hoffnung, dass irgendwann alles gut wird.

ROMANISTAN ist nicht tot.
Lang lebe ROMANISTAN!

ROMANISTAN

Romanistan. Crossing Spaces in Europe entstand auf Initiative des Roma Kulturzentrum Wien. Dem Projekt gingen jahrelange vergebliche Versuche des Zugangs zu Fördermitteln der Stadt Wien voraus. Da es sich bei der städtischen Förderlandschaft um eine strukturell bedingte diskriminierende Praxis handelt, versuchten wir, in das inhaltlich-qualitativ beurteilende EU-Kulturprogramm vorzudringen. Die Koordinationsfunktion innerhalb des EU-Kultur-Projekts wurde aufgrund der im Roma Kulturzentrum Wien dafür fehlenden Voraussetzungen (Bankgarantien, eine bestimmte Größe des Vereines etc.) auf Wunsch des Vereinsvorstands des Roma Kulturzentrums Wien von der IG Kultur Österreich übernommen, dem Dachverband und der Interessenvertretung für autonome Kulturinitiativen in Österreich.

Die Eckpunkte der Projektidee lassen sich mit den Schlagworten politischer Antirassismus, Kulturarbeit, Selbstbestimmung, Kunstproduktion und Zuschreibung umreißen. Durch Vermittlung von Guillermo Ruiz fanden wir unsere Projektpartner Amaro Drom e.V. in Berlin und die Federación de Asociaciones Gitanas de Cataluña (FAGiC) in Barcelona. In zwei Treffen in Berlin und Barcelona wurde das Projekt entlang der bereits vorgegebenen Eckpunkte entwickelt. Wobei dem damaligen Vorstandsmitglied von Amaro Drom Hamze Bytyci (nicht nur) das Verdienst der Titelfindung zukam. Der Begriff ROMANISTAN hat bereits bei der Eröffnungskonferenz in Wien zu heftigen, aber höchst interessanten Diskussionen zwischen den Vertreter_innen verschiedener Romaorganisationen geführt. Und auch am Ende des Projektes ist diese Diskussion nicht abgeschlossen.

Die Aufgaben und Interessen der beteiligten Vereine fokussierten auf die künstlerische Arbeit, die zeitgenössisch gefasst und auch als emanzipatorische Agenda gelesen wird. Darüber hinaus bestimmte jeder Verein eine wissenschaftliche Begleiterin bzw. einen wissenschaftlichen Begleiter vor Ort – diese „Satelliten“ genannten Expert_innen hatten die Möglichkeit, den Projektverlauf laufend und abschließend aus ihrer persönlichen Expertise heraus zu kommentieren. Ihre abschließenden Kurzesays zu Fragen der künstlerischen Produktion, der Selbstorganisation und zu rechtlichen Grundlagen finden sich ebenso in dieser Publikation wie Texte, die im Kontext und Umfeld der Arbeit an *Romanistan. Crossing Spaces in Europe* entstanden sind.

Näheres zu den Produktionen, Workshops und Konferenzen innerhalb des Projektes findet sich auf den Projektwebsites: romanistan.net, romanistan-berlin.de, romanosmose.wordpress.com, romakult.org, fagic.org, amarodrom.de, igkultur.at.

Selbstverortung im Ausnahmezustand

Europa, wie wir es heute kennen, ist eine Konstruktion der Moderne, die uns nach zwei Weltkriegen, nach Zerstörung, Vertreibung und Vernichtung die Einlösung der Versprechungen von Demokratie, ungeteilten Menschenrechten und sozialer Gerechtigkeit noch immer vorenthält. An kaum einem anderen Beispiel wird dies so deutlich wie an den Realitäten der Roma und Sinti, deren Weg durch Jahrhunderte der Ausgrenzung und Verfolgung auch im Zuge der gegenwärtigen Institutionalisierung dieses Europas kein Ende gefunden hat.

Rassistisch motivierte Übergriffe und öffentliche Hetztiraden gehören in vielen EU-Mitgliedstaaten zu einem Alltag, den Giorgio Agamben in seinem Werk „Homo sacer“ ganz allgemein als Ausnahmezustand beschreibt. Der italienische Philosoph sieht darin das „biopolitische Paradigma der Moderne“ und somit einen Ort, „der sich öffnet, wenn der Ausnahmefall zur Regel zu werden beginnt“. Durch die Aufhebung der Rechtsordnung wird das Individuum zum „nackten Leben“, das – in Agambens Zuspitzung – in letzter Konsequenz getötet werden darf. Die historische Erfahrung mit Nationalsozialismus und Völkermord bleibt unbestritten beispiellos. Dennoch tritt die Ausnahme auch Jahrzehnte später noch zutage. Der Raubzug der internationalen Finanzspekulation geht mit einem globalen Abbau von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und sozialen Fundamenten einher,

der auch in Europa die Verwirklichung von Freiheit und Grundrechten nachhaltig beschädigt hat.

Das Gelände ist also tatsächlich unwegsam – und insbesondere für Roma und Sinti eine denkbar schwierige Voraussetzung beim Versuch, die in den Mehrheitsgesellschaften vorherrschenden Wahrnehmungsmuster zu überwinden. Die Wissenschaften haben deren stereotypen Grundbestand mit absurden Rassentheorien vertieft. Kultur und Medien schöpfen bis heute daraus, wobei sich zu den eliminatorischen Vorstellungen immer auch eine pseudofolkloristische Verklärung gesellt – die Kehrseite der gleichen Medaille.

Die triviale Romantik von „Zigeunermusik“, Flamenco und anderen Exotismen entstellt die Lebenswirklichkeit der Roma und Sinti zur Unkenntlichkeit und stößt sie in ein Vakuum. Das hat wohl auch dazu beigetragen, dass deren Trauma des nationalsozialistischen Genozids weitgehend in Vergessenheit geraten ist und daher im kollektiven Gedächtnis Europas keinen dauerhaften Platz finden durfte. Das Verdrängen ins gesellschaftliche Abseits führt jedenfalls – und so ist es als Herrschaftstechnik zweifelsohne intendiert – zu einer Unsichtbarkeit, die eine Selbstverortung unter Berücksichtigung der vielfältigen Hintergründe und Perspektiven fast unmöglich erscheinen lässt. Erschwerend kommt hinzu, dass gerade auch Vorhaben mit der selbstbestimmten

Zielvorgabe, die eigene Kultur oder gar Identität näher zu beleuchten und in ihrer Gesamtheit zu erfassen, Gefahr laufen, das geläufige Schema der stereotypen Zuordnungen weiter fortzuschreiben. Am Ende bleibt dann wieder nur die „Andersartigkeit“, ein Bild von hilfebedürftigen Opfern, wie es im Machtgefälle des wohlwollenden Blicks von innen nach außen in vielen Fällen ebenfalls zum Ausdruck kommt.

An diesem Punkt muss *Romanistan*, dessen Abschlusspublikation nunmehr vorliegt, besondere Beachtung finden. Schon die Vorbedingungen stellten das Projekt vor eine Herausforderung. Welchen Namen soll es tragen, um der schwierigen Ausgangslage gerecht zu werden? Was ist zu tun, um nicht in den Geruch eines weiteren Festivals zu geraten, das Roma und Sinti auf eine spektakuläre Bühne hebt? Und vielleicht noch wichtiger: Wie lässt sich das unwegsame Gelände betreten, wenn die erforderlichen Finanzmittel zum Großteil von einer Institution stammen, die das problematische Verständnis der zuvor beschriebenen europäischen Kultur repräsentiert?

Als Mitorganisatorin greift die IG Kultur Österreich auf die Erfahrungen ihres langjährigen Schwerpunkts zum Politischen Antirassismus zurück, der sich ausdrücklich von psychologisierenden und moralisierenden Konzepten unterscheidet, die das Phänomen Rassismus einzig anhand von indivi-

duellen Ursachen und der Verantwortung meist sozial benachteiligter Schichten zu erklären versuchen. Ein entsprechendes Forderungspapier stellt bis heute klar, dass der strukturelle Rassismus für ein feindliches Umfeld der gesellschaftlichen Ausgrenzung sorgt, die nicht mit Dialog zu beantworten ist, sondern eine politische Selbstermächtigung zur Folge haben muss. Es ist somit als ein konsequenter Schritt zu werten, dass *Romanistan* von einer Partnerschaft mit selbstorganisierten Verbänden und Institutionen getragen wird, die in Wien, Barcelona und Berlin schon lange für die Anerkennung der Rechte von Roma und Sinti kämpfen.

Diese Zusammenstellung schafft, wie die folgenden Texte und Blogbeiträge zeigen, eine Reflexionsgrundlage, deren Diversität sich zwangsläufig auch in der begrifflichen Selbstverortung widerspiegelt. Bezeichnungen wie „Identität“ und „Volk“ bedürfen unbedingt einer kritischen Hinterfragung, markieren aber zugleich das Gelände selbst, dessen Unwegsamkeit nicht durch bloße kosmetische Eingriffe in den Sprachgebrauch zu bewältigen ist. So findet sich auch „Porajmos“, ein dem Romanes entlehnter Terminus für den Genozid an den Roma und Sinti, im Sammelband. Die Frage nach der Korrektheit seiner Verwendung ist immer wieder Gegenstand erhitzter Debatten, er hat jedoch in die Publikation ebenso Eingang gefunden wie die von der Filmindustrie in den

späten 1970er Jahren popularisierte Chiffre „Holocaust“, die sowohl von jüdischen Überlebenden des NS-Terrors als auch von weiten Teilen der zeitgenössischen Geschichtsvermittlung als unzulässig zurückgewiesen wird. Die Beispiele sind hier willkürlich ausgewählt, bestätigen aber durch ihr Auftreten im Rahmen von *Romanistan*, dass sich ein Projekt zur Selbstermächtigung von Roma und Sinti eben nicht im Außerhalb befindet. Auch diese Dissonanz sollte als ein Ansporn angesehen werden, der auf eine rege Weiterführung des Diskurses um Theoriebildung und die damit eng verknüpfte kulturelle Praxis hoffen lässt – insbesondere nach dem offiziellen Projektabschluss.

Mit seinen Markierungen erzählt *Romanistan* von einem Europa, das nicht dem Regime des Ausnahmezustands überlassen bleiben darf. Die Kontinuität von Unsichtbarkeit, Ausschluss und Verfolgung erfordert wirkmächtige Brüche. Die Konfrontation braucht einen strategisch langen Atem, die Verhandlung zur Selbstverortung von Roma und Sinti den dafür notwendigen Raum. Das gegenwärtige Europa ist unwegsam, aber keinesfalls in Stein gemeißelt. Allerdings fallen Demokratie, Menschenrechte und soziale Gerechtigkeit nicht vom Himmel – doch auch davon erzählt *Romanistan*.

Romanosmose ^{Satellites}

Notizen aus dem Projekt-Blog

Romanistan beinhaltete ein wissenschaftliches Begleitprojekt. Ljubomir Bratić in Wien, Teodora Tabački in Berlin und Pedro Aguilera Cortés in Barcelona, die sogenannten „Satelliten“, hatten die Aufgabe, die Projektaktivitäten zu begleiten und die dadurch ausgelösten Interaktionen an die AkteurInnen des Projektes rückzumelden. Dadurch wurden Signale geliefert, die den weiteren Projektverlauf beeinflussten. Darüber hinaus waren die „Satelliten“ maßgeblich an der Wissensproduktion entlang der inhaltlichen Vorgaben des Projektes beteiligt, bei der die Stärkung der Subjektposition von Roma jenseits einer Kulturalisierung im Vordergrund stand. Im Rahmen des Blogs *Romanosmose* wurden Beobachtungen und Gedanken zum Projekt veröffentlicht. In diesem Reader werden ausgewählte Gedankensplitter aus dem Blog präsentiert.

1

Die Rede vom emanzipatorischen Potenzial der Kultur-/Kunstproduktion setzt ein Nachdenken über die Voraussetzungen dieser Produktion voraus. *Romanistan* hatte in diesem Sinne mehrere Betrachtungs- und Handlungsfelder:

Die diskriminierenden Gesellschaften: Welches sind die – auch strukturellen – Mechanismen der Exklusion, was wäre ihnen entgegen zu setzen?

Akteur_innenpositionen der Roma/Romnja:
Was wird getan, um diese Positionen zu stärken?
Welche sind Formen und Tools der Selbstorganisation, welche Hindernisse stehen ihr entgegen?

Kunst und Emanzipation: Wie kann die besondere Funktion der Kultur- und Kunstproduktion als Teil der Emanzipationsbestrebungen verankert und wie kann auf ihre Sichtbarkeit, Stärkung und Kumulation hingearbeitet werden?

Kontinuitäten und (Auf-)Brüche

Traditionslinien des Antiziganismus in der jüngeren Geschichte Österreichs

Erika Thurner

Österreichische Roma-Vereine sind aus der sozio-kulturellen und politischen Landschaft nicht mehr wegzudenken.¹ Für Roma-VertreterInnen und ihre Organisationen ist es heute kein Problem, in die Öffentlichkeit zu gehen. Prominente Roma-AktivistInnen sind immer öfter Gäste auf nationalem und internationalem Parkett: bei Holocaust- und KZ-Gedenkfeiern im Ausland, bei nationalen Jubiläen, bei Informationsveranstaltungen, bei Unterhaltungs-Events.

Auch die österreichische Bundesregierung erweist den Roma ab und an besondere Reverenz, lädt ihre VertreterInnen ins Parlament. Sie demonst-

1 „Roma“ ist die politisch korrekte Sammelbezeichnung für die gesamte Gruppe dieser sehr heterogenen Ethnie. Für Österreich und Deutschland bietet sich die Verwendung der beiden Eigenbezeichnungen „Sinti“ und „Roma“ an, doch für die Zeit der NS-Verfolgung kann auf den negativ konnotierten Fremdbegriff „Zigeuner“ nicht verzichtet werden.

riert damit, dass hierzulande die Integration gelungen und das „Roma-Problem“ kein österreichisches ist. Schon deshalb funktioniert auch der Kontakt zu den Medien. JournalistInnen kennen ihre AnsprechpartnerInnen in der Roma-Community, und es ist ihnen ein Leichtes, Interviews und Stellungnahmen zu aktuellen und historischen Ereignissen zu bekommen.

Kontinuitäten der Ausgrenzung, Existenzbehinderung

Dies lässt beinahe vergessen, dass vor nur einer Generation, einem Dritteljahrhundert – aber auch noch 1995, rund um das Attentat von Oberwart² – alles ganz anders war. Da dominierten in Politik und Mehrheitsgesellschaft Ignoranz, Ablehnung und Desinteresse gegenüber dieser durch Jahrhunderte verfolgten und durch den NS-Holocaust nahezu ausgerotteten Gruppe.³ Da bestimmten Angst, Ausgrenzung und Alltagsschikanen das Leben der wenigen Holocaust-Überlebenden und deren Nachkommen. Das Bemühen der österreichischen Behörden in der Nachkriegszeit – konkret ab 1948 –, möglichst viele als „ausländische Zigeuner“ aus dem Land zu vertreiben und generell als „KZ-Schwindler“ zu brandmarken und mundtot zu machen, war sehr erfolgreich. Und die Nachkriegsbürokratie verweigerte ihnen nicht nur erste Unterstützung, sondern jahrzehntelang auch ihre KZ-Entschädigungen.

Parallel dazu wurden Lebensäußerungen und Existenzgründungsversuche von Roma und Sinti behindert, und legale Gewerbeausübungen blieben ihnen weitgehend verschlossen. Nicht nur das Faktum der Staatenlosigkeit, mit der einige Roma konfrontiert waren, bildete dabei den Ausschließungsgrund. Hier lassen sich klare Kontinuitäten und Traditionslinien erkennen. Der gewerbetreibende Mittelstand hatte sich auch in der Zwischenkriegszeit erfolgreich gegen die „Zigeunerkonkurrenz“ gewehrt. Mit Hilfe von Gewerbeordnung und Untersagungsgesetz wurden damals viele HandwerkerInnen- und HändlerInnenexistenzen vernichtet. Diese restriktiven Verordnungen aus Ständestaat- und NS-Zeit bildeten bis 1952 ein wirksames Instrument, um legales Wirtschaften von Sinti und Roma zu vereiteln.

Die als „Zigeuner und Fahrende“ etikettierten Menschen blieben stigmatisiert, ghettoisiert, an die gesellschaftlichen Ränder verbannt. Unauffälliges Verhalten und Identitätsverheimlichung wurden perfektioniert. In vielen Familien blieb die Vergangenheit wie abgeschnitten, diente das Schweigen als Selbstschutz, bei anderen verschafften sich KZ und Verfolgung durch Erzählungen und Angstträume immer wieder Raum, überschatteten auch das Leben der Kinder. Entsprechend schwer war es, ZeitzeugInnen zu finden und sie zum Sprechen zu bringen. Es erforderte Behutsamkeit und viel Empathie und bis weit in die 1980er Jahre war es keineswegs ratsam, die Betroffenen zur Aufgabe ihres „Lebens im Verborgenen“ zu ermuntern. Zu präsent waren alte und erneuerte Vorurteile. In Behörden und Politik war der Mief der NS-Zeit noch nicht verraucht, und die nach 1945 praktizierte Haltung, die Glaubwürdigkeit von Roma von vornherein anzuzweifeln, war tief eingepträgt.

2 Am 4. Februar 1995 wurden vier Roma nahe ihrer Wohnsiedlung im Burgenländischen Oberwart durch eine Rohrbombe getötet.

3 Vor 1938 lebten in Österreich ca. 12.000 österreichische Roma (Burgenland-Roma, Sinti und Lovara), nur etwa 15 Prozent überlebten den NS-Holocaust.

Erinnerungsspuren – gesichertes Wissen

Erst Ende der 1970er bzw. Anfang der 1980er Jahre konnten nach und nach, bedingt auch durch einen Generationenwechsel, Verhaltenskorrekturen festgestellt werden. Grundvoraussetzung für einen anderen Umgang mit dieser sehr heterogenen österreichischen Minderheit war die historische Aufarbeitung. Die Geschichtswissenschaft ließ sich Zeit, interessierte sich erst spät und nur marginal für diesen Holocaust. Im Schatten des millionenfachen Judenmordes, der in Planung und Durchführung Priorität besaß, haben die Maßnahmen gegen die „Zigeuner“ in den Akten der Verfolger schwächere Spuren hinterlassen. Ihre niedrigere Zahl sowie ihre geringere gesellschaftliche (ökonomische!) Bedeutung machten die Roma zu einem minder bewerteten Randthema. Die schlechte Quellenlage und der prekäre Sozialstatus von Roma und Sinti wirkten zusammen – blockierten lange Zeit die wissenschaftliche Forschung.

Tatsächlich begann die kritische Auseinandersetzung in Österreich früher als in Deutschland. Im Gegensatz zu den dort noch dominanten vorurteilstradierenden und kriminalisierenden Arbeiten wurde die NS-Verfolgung der „Zigeuner“ ab den frühen 1980er Jahren als rassistischer Genozid gewertet. Allerdings handelte es sich nicht um die etablierte Geschichtswissenschaft, die das Thema zentral setzte, sondern es waren außeruniversitäre Zirkel und studentische Abschluss-Arbeiten – und die BearbeiterInnen mussten teilweise unübliche Pfade beschreiten.

Selma Steinmetz, Historikerin im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes in Wien, legte mit ihrer Monographie „Österreichs

Zigeuner im NS-Staat“ die Basis. Die Widerstandskämpferin – verfolgt vom NS-Regime als Kommunistin und Jüdin – bezweckte mit ihren Recherchen nicht nur historische Aufklärung, sondern Steinmetz ging es darum, Roma und Sinti in die KZ-Gemeinschaften einzubinden und sie bei Opferfürsorge-Anträgen zu unterstützen. Für ihre bereits 1966 veröffentlichte Studie (vgl. Steinmetz 1966) bildeten Gespräche mit Betroffenen ein ganz wesentliches Element. 1983 folgte „Nationalsozialismus und Zigeuner in Österreich“ (vgl. Thurner 1983). In dieser Dissertation konnte der NS-Holocaust an Roma und Sinti und anderen als „Zigeuner“ verfolgten Menschen (z. B. den Jenischen⁴) in den wesentlichen Strukturen analysiert und nachgezeichnet werden. Den Mittelpunkt bildeten die Lebensverhältnisse in den beiden wichtigsten „Zigeuner-Lagern“ Salzburg-Maxglan und Lackenbach im Burgenland. Mit der Bezeichnung „Anhalte- oder Arbeitslager“ wurde gleichzeitig deren Funktion verschleiert. Diese Lager waren KZ-ähnlich strukturiert, die Häftlinge starben auch dort – vor allem in Lackenbach aufgrund der katastrophalen Bedingungen –, und es waren Durchgangsstationen in die Vernichtungsstätten.

Verhöhnung der Opfer

Für die Verfasserin war es klar, dass sie den von Steinmetz eingeschlagenen Weg fortsetzen musste. Das bedeutete – neben der wissenschaftlichen Arbeit – gesellschaftspolitisches Engagement zugunsten dieser Verfolgtengruppe. 1983/1984 formierte sich eine kleine Schar von Sympathisan-

4 Die Vorfahren der Jenischen (oder Kärner = Karrenzieher) stammten nicht – wie im Falle der Roma – aus Indien, es handelt/e sich um Einheimische – TirolerInnen –, die die Armut in früheren Jahrhunderten zu Fahrenden gemacht hatte.

Innen, die um die Anerkennung der Roma und Sinti als Opfer des Nationalsozialismus kämpfte. Ein mühsamer, von wiederholten Rückschlägen begleiteter Prozess. Zahlreiche KZ-geschädigte Roma und Sinti starben, lange bevor ihre Anträge akzeptiert und Opferrenten zur Auszahlung gelangten. Andere wollten – auch bei angebotener Unterstützung – keinen Neu-Versuch wagen. Die in der Nachkriegszeit erlebten Zurückweisungen wirkten nachhaltig.

Generell zeigte sich der österreichische Staat gegenüber allen Verfolgten Gruppen kleinlich, wollte seine Position „als erstes Opfer der Hitlerbarbarei, als besetztes Land“ absolut setzen. Erst nach und nach wurden bescheidene Fürsorge-Gelder ausbezahlt – zunächst an die WiderstandskämpferInnen, ab 1949 auch an „rassisch Verfolgte“. Dies ging schleppend vor sich – die Betroffenen mussten sich mit Ratenzahlungen begnügen –, und es passierte nur unter viel Druck von außen. Gegenüber Roma gab es vielschichtige Vorbehalte und Zurückweisungen. Als „Asoziale“ und Kriminelle stigmatisiert wurden ihre Anträge mehrfach abgeschmettert. Das besorgten Beamte in Bundes- und Landesbehörden; hier spielten aber vor allem auch medizinische GutachterInnen ein unwürdiges Spiel. ÄrztInnen und PsychiaterInnen – z. T. mit NS-Vergangenheit und rasch entnazifiziert – traten den gedemütigten Opfern entgegen und fällten skandalöse Urteile. Die Opferfürsorge-Akten enthalten unfassbare Schicksale, jahrzehntelange Martyrien, verursacht durch „Akte der Unmoral von Akademikern in höchsten Stellungen“.⁵ Die Kurzdarstellung zweier Fälle soll

zumindest eine Ahnung von diesem unrühmlichen Szenarium vermitteln:

Beispiel 1: Ein schwer geschädigter burgenländischer Rom, der die Konzentrationslager Auschwitz, Ravensbrück und Sachsenhausen überlebt hatte, suchte 1949 um eine Opferfürsorge-Unterstützung oder -Rente an. Drei Jahre lang wurde ihm dies verweigert. Statt dem Schwerkranken zu helfen und das (Über-)Leben zu erleichtern, wurde ihm die Gendarmerie auf den Leib gehetzt. Sie hatte die Erwerbs-, Familien-, Vermögens- und Einkommensverhältnisse des Antragstellers zu überprüfen. Als sich 1952 sein Herz- und Asthma-Leiden so zuspitzte, dass schwere Gesundheitsbeeinträchtigungen durch die KZ-Aufenthalte kaum mehr zu leugnen waren – im Befund sogar das bald zu erwartende Ableben thematisiert wurde –, wäre ihm die Rente zuerkannt worden. Fünf Tage nach Zustellung dieses Befundes starb der Mann im Alter von 46 Jahren.

Beispiel 2: Eine jüngere Romni mit Kleinkind, abgemagert, 45 Kilo schwer. Diagnose: Herzrhythmusstörungen, Herzmuskelschaden. Im strukturschwachen Burgenland hat die Alleinerzieherin kaum Aussicht auf einen existenzsichernden Job. Dennoch lautet das „Urteil“ der GutachterInnen: „Unwille zur Arbeit“! Ihr Antrag auf Opferrente wurde abgelehnt, weil sie „nicht bestrebt sei, durch Einsetzen ihrer eigenen Arbeitskraft den Lebensunterhalt selbst zu sichern . . .“. Die Folge: jahrzehntelanges Elend – ein Leben in Krankheit, Armut und größter Not bis zum Tod 1983.

Aufbrüche – Konsolidierungen

Im „Gedenkjahr 1988“ gab es erste Erfolge – zum einen die ideelle Anerkennung der Roma als Opfer der NS-Verfolgung durch den damaligen Bundes-

5 Charakterisierung dieses Gutachter-Verhaltens durch den deutsch-amerikanischen Arzt und Psychoanalytiker Kurt R. Eissler.

kanzler Franz Vranitzky, zum anderen durch eine in Aussicht gestellte Opferfürsorge-Novelle. Sie sollte vor allem den Überlebenden der „NS-Zigeuner-Lager“ Lackenbach und Salzburg-Maxglan zugutekommen.

Damals – ab 1988 – entwickelte sich aus der kleinen Roma-Zivilgesellschaft eine aktive Roma-Bewegung. Sie gründete Eigenorganisationen und erreichte im Dezember 1993 die Anerkennung als ethnische Minderheit, als sechste österreichische Volksgruppe. Das alles hat den gesellschaftlichen Status der Roma hierzulande enorm verbessert. Doch Antiziganismus – Aversion und Hass gegenüber der Roma-Minderheit – bleibt weiterhin ein schwer zu bekämpfendes Phänomen.

Literatur

Steinmetz, Selma (1966): Österreichs Zigeuner im NS-Staat. Wien.

Thurner, Erika (1983): Nationalsozialismus und Zigeuner in Österreich. Wien/Salzburg.

Die Gadje kennen Roma nicht, oder besser ausgedrückt, sie kennen die Roma nur dadurch, dass sie sie durch eine bestimmte Brille sehen, weil sie einen Vorteil aus dieser ihrer Art von Wissen ziehen. Es ist ein Wissen, das ihnen Macht garantiert, sodass ihnen die Herrschaft natürlich erscheint. Wollen wir also aus dieser Situation ausbrechen, müssen wir dieses Herrschaftsverhältnis durchbrechen. Wie? Das ist genau die Frage, die sich ein auf die Emanzipation von Roma bedachtes Projekt stellen muss. Der erste Schritt auf diesem Weg des politischen Kennenlernens ist der einer Erweiterung des Gemeinsamen, also des Platzmachens. Es ist die Fokussierung und Bekanntmachung der in unseren Gesellschaften praktizierten Herrschaftsmechanismen, von deren Rechtfertigungen und von deren Genealogien. Am Anfang steht das Bewusstsein, dass die rassistischen Selbstverständlichkeiten nicht selbstverständlich und natürlich sind, sondern als Resultate gesellschaftlicher Kämpfe hergestellt wurden.

„Zigeuner“ vs. „Bauer“

Die sozialen Dimensionen des modernen Antiziganismus

Markus End

Die Ebenen des Antiziganismus

Unter dem Begriff des Antiziganismus wird ein soziales Phänomen zusammengefasst, das sich in vielerlei gesellschaftliche Dimensionen erstreckt. Diskriminierende und gewaltvolle Praxen in Geschichte und Gegenwart werden ebenso damit bezeichnet wie Stereotype und Bilder. Deshalb möchte ich zu Beginn meiner Ausführungen versuchen, fünf Ebenen des Antiziganismus auseinanderzuhalten: (1) die konkreten sozialen Interaktionen und Praktiken antiziganistischer Diskriminierung und Verfolgung; (2) die historischen und politischen Rahmenbedingungen; (3) die Stereotypen und Bilder; (4) die dahinter liegende Sinnstruktur; (5) die damit verknüpften sozialen Normen und Werte (vgl. End 2011).

Die Sinnstruktur des Antiziganismus stellt die vierte der vorgeschlagenen Analyseebenen dar und soll zusammen mit den auf der fünften Ebene liegenden sozialen Normen und Strukturen hier

im Fokus stehen. Mit der Sinnstruktur des Antiziganismus ist eine abstrakte Bedeutungsebene bezeichnet, die über verschiedene Kontexte hinweg konstant ist und gewissermaßen das Vorverständnis über das „Zigeunerische“ darstellt. Die Sinnstruktur eines Ressentiments muss als ein Element der Kultur der Mehrheitsgesellschaft verstanden werden, als ein Erklärungsmuster, das alle Mitglieder dieser Gesellschaft kennen.

Die Sinnstruktur setzt sich aus verschiedenen Sinngehalten zusammen, die miteinander in einer sinnhaften Verbindung stehen, tritt selbst jedoch nicht offen zutage, sondern manifestiert sich in verschiedensten Vorurteilmustern und Stereotypen (vgl. Holz 2001: 133f). Ihre Kontinuität erhält sie durch die gesellschaftlichen Normen und Strukturen, die es für die einzelnen vergesellschafteten Individuen nahelegen, gesellschaftliche Verhältnisse in einer antiziganistisch geprägten Weise wahrzunehmen und soziale Normen an der Ausgrenzung von Menschen als „Zigeuner“ zu reproduzieren. Die Sinnstruktur ist dabei so aufgebaut, dass der Wir-Gruppe darin die Einhaltung bestimmter sozialer Normen zugeschrieben wird, während den „Zigeunern“ ein Bruch oder gar ein Angriff auf diese Normen unterstellt wird. Durch diese Projektionsleistung und die daran anschließende häufige Verfolgung kann die Norm abgesichert und gefestigt werden. Die Bezeichnung „Zigeuner“ – an einer Stelle auch „Sinto“ – in diesem Text muss dabei immer als Ergebnis einer solchen Projektionsleistung verstanden werden, als ein Konstrukt, zu dem die Realitäten von Menschen, die damit stigmatisiert werden, in keinem kausalen Zusammenhang stehen.

Vorgehen

Im Anschluss soll exemplarisch auf zwei zentrale Sinngehalte des Antiziganismus eingegangen werden. Mit ihnen ist weder der gesamte Vorrat an Vorurteilen und Stereotypen abgedeckt, noch die vollständige Sinnstruktur, sie stellen jedoch Kernelemente dar. Ich werde sie jeweils mit einem Zitat des „Zigeunerforschers“ Hermann Arnold zu belegen versuchen.

Arnold steht wie kein anderer auch für die Kontinuitäten des nationalsozialistischen Antiziganismus in der Bundesrepublik Deutschland. Er publizierte auf der Basis der Schriften Robert Ritters und übernahm einen Teil des Nachlasses von Ritter und Eva Justin. Ritter war Leiter der nationalsozialistischen Rassenhygienischen Forschungsstelle (RHF), die u. a. 24.000 „Rassegutachten“ über alle als „Zigeuner“ Verdächtigten des damaligen Reichsgebietes erarbeitete, die wiederum als eine Grundlage für die späteren Deportationen dienten. Justin war seine engste Mitarbeiterin.

Arnold war in den 1950er Jahren ein wichtiger Berater verschiedener Ministerien, Verbände und der Kirchen, wann immer diese sich mit „Zigeunerfragen“ befassten. Gleichzeitig trat er als Experte in – oder besser entgegen – Wiedergutmachungsprozessen auf und engagierte sich in der entlastenden Darstellung der RHF und Ritters. Erst zum Ende der 1970er Jahre konnte durch vermehrten Druck der Bürgerrechtsbewegung erreicht werden, dass Arnolds „Expertentum“ infrage gestellt wurde (zu Arnold siehe Hohmann 1991 und Severin 2009: 84f). Noch 2000 publizierte er ein Pamphlet, in dem er nachzuweisen versuchte, auf welche Weise der Zentralrat Deutscher Sinti

und Roma die nationalsozialistischen Verbrechen zu seinen eigenen Zwecken ausnutzte und eine Meinungsdiktatur errichtete (vgl. Arnold 2000).

Verwurzelte Nationalität

Der Sinngehalt der Nicht-Identität muss als ein zentraler Sinngehalt der antiziganistischen Sinnstruktur gelten. Er lässt sich in folgenden zwei Sätzen zusammenfassen: „Zigeuner haben keine feste Identität, sie sind vielmehr ambivalent.“ „Deutsche hingegen haben eine feste und stabile Identität.“ „Deutsche“ deshalb, weil diese in der antiziganistischen Vorstellung in Deutschland den direkten Gegensatz zu „Zigeunern“ darstellen.

Die häufigsten Vorurteile und Stereotype, in denen sich dieser Sinngehalt der Nicht-Identität gegenwärtig finden lässt, sind die Beschreibungen von „Zigeunern“ als „heimatlos“ oder „nomadisch“. So schrieb Arnold, als er 1958 verkündete, das „Zigeunergen“ „entdeckt“ zu haben: „Die im Verlauf der Untersuchung beobachtete Grundeigenschaft der Reisenden, welche als ‚Unstetigkeit‘ bezeichnet wurde, ist dominant erblich. Sie bedingt das Verhalten des Individuums. Es sind nur die polaren Verhaltensweisen ‚reisend‘ oder ‚seßhaft‘ möglich. Wer das Merkmal trägt, ist verhaltensmäßig ein Zigeuner, wer es nicht hat, ist ein ‚Bauer‘. Das ‚Unstetigkeits‘-Merkmal ist als psychisches Erbradikal anzusehen“ (Arnold 1958: 95f). Arnold setzt hier „reisend“, „Unstetigkeit“ und „Zigeuner“ direkt in eins, bestimmt sie also als wesensgleich. Diese Stereotype und Vorurteile zielen in ihrer Logik darauf ab, zu verdeutlichen, dass „Zigeuner“ keine Identität haben, nicht verwurzelt und fest gefügt sind wie „die Deutschen“ – im Falle Arnolds „die Bauern“ –, sondern unstet und ambivalent. Trotzdem werden „Zigeuner“ im

Antiziganismus immer als Volk, Ethnie oder Nation verstanden, aber immer als ambivalent, nie als stabil.

Auf diese Art wird vermeintlichen „Zigeunern“ jene Eigenschaft, die für die Wir-Gruppe eine zentrale Rolle für die Identitätsbildung spielt, eine feste Nationalität, abgesprochen. Nationalität wird dabei nicht als Staatsangehörigkeit verstanden, sondern als die Kombination aus einer langen nationalen Tradition und Kultur, einem nationalen Raum und einem Nationalstaat.

Seinen sozialen Ursprung hatte dieser Sinngehalt in den religiösen und nationalen Identitäts- und Ordnungspolitiken in Europa seit dem 16. Jahrhundert. Mit den absolutistischen Monarchien begann sich eine neue Qualität des Territorialstaatsprinzips abzuzeichnen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts hat sich das Konzept der Nation zum zentralen identitätsstiftenden Merkmal entwickelt. Die Nation wird zu einer Ich-Identität auf sozialer Ebene.

Die Existenz einer nicht-identischen Nation stellt diese Norm der in nationale Entitäten eingeteilten Welt in Frage. Sie zieht damit auch die Identitätsbildung der Subjekte über die Nation in Zweifel. Gleichzeitig kann durch die Verfolgung derer, die als außerhalb der Ordnung stehend gelten, eine feste nationale Identität wieder hergestellt werden, weil die Bedrohung dann als eine Bedrohung durch diese „Fremden“ aufgefasst wird, die durch deren Bekämpfung und Vernichtung abgewendet werden kann, und nicht als eine, die aus dem Inneren des Konzepts der Nation selbst und letztlich aus dem widerspruchsfreien Identitätsprinzip erfolgt (siehe dazu auch Bauman 1992: 111f und Holz 2001: 225ff).

Arbeitsfreude

Ein zweiter zentraler Sinngehalt des Antiziganismus ist die Vorstellung eines „parasitären“, „schmarotzenden“ Lebensstils. Am kürzesten lässt sich dieser Sinngehalt in der häufigen Entgegensetzung der beiden Figuren „Zigeuner“ und „Bauer“ beschreiben (s.o.). In unzähligen antiziganistischen Texten findet sich diese Konstellation. Die Mehrheitsbevölkerung bekommt die Rolle der „Bauern“ zugeschrieben, die die Lebensmittel produzieren. Die „Zigeuner“ leben in der antiziganistischen Logik von den „Bauern“, also von den Lebensmitteln, die diese produziert haben. Mit dem Satz „Er [der ‚Zigeuner‘, M.E.] lebt von Menschen [. . .]“ (Arnold 1965: 207) hat Hermann Arnold diese Logik – ohne kritische Absicht – zusammengefasst. Sie findet sich in nahezu allen Vorurteilen darüber, wie „Zigeuner“ ihren Lebensunterhalt bestreiten: Betteln, Stehlen, Wahrsagen, Musizieren, Hausieren, Sozialbetrug – allen diesen Vorstellungen ist gemein, dass es sich um Tätigkeiten handelt, die nicht als „richtige Arbeit“ angesehen werden und mit denen die Arbeitsprodukte der Wir-Gruppe angeeignet werden sollen. Der Sinngehalt ist immer der oben Beschriebene: des „parasitären“ und „schmarotzenden“ Lebensstils.

Als archaisch wird diese Verhaltensweise angesehen, weil den „Zigeunern“ unterstellt wird, dass sie die zivilisatorischen Prinzipien wie Eigentum, Gesetze und Lohnarbeit, die zur Verteilung von Gütern vorgesehen sind, nicht anerkennen und sich nicht an sie halten. Unterstellt wird folglich eine vorzivilisatorische – eben archaische – Ausformung des „Parasitären“. Dies ist der Kern der oben beschriebenen Vorurteile und Stereotype. Hierin grenzt sich der Antiziganismus deutlich

von Antisemitismus und von (neo-)kolonial geprägtem Rassismus ab.

Auch für diesen Sinngehalt findet sich der soziale Hintergrund in historischen und geistesgeschichtlichen Entwicklungen der Frühen Neuzeit (vgl. Maciejewski 1996). In den deutschsprachigen Gebieten begann sich mit dem Entstehen des Kapitalismus eine neue soziale Norm der Arbeit durchzusetzen, begleitet von der Drohung der Einlieferung in Arbeitshäuser oder anderer Zwangsarbeit als Strafe für „Arbeitsscheu“ (vgl. auch Scholz 2009). Insbesondere für jene Ausprägung der Arbeitsethik, die Max Weber (1979) später als „protestantische Ethik“ beschrieben hat, wurden die Identifikation mit der eigenen Arbeit und der Stolz auf den eigenen Fleiß ein wichtiger Bestandteil. Die protestantisch geprägte Norm geht sogar so weit, den Arbeitenden den Genuss ihrer eigenen Arbeitsprodukte zu versagen und auch aus dieser Sparsamkeit psychischen Gewinn zu ziehen. (Auch hierbei wirft Arnold die Gegenthese, den genussvollen Konsum, den „Sinti“ vor: „Ein Sinto lebt in der Regel von der Hand in den Mund. Er besitzt niemals Ersparnisse und kann sie bei seiner Wirtschaftsweise auch kaum zurücklegen. Verbessert sich sein Einkommen, so feiert er Feste und läßt Gott einen guten Mann sein“ (Arnold 1965: 206).)

Dieses in letzter Konsequenz masochistische Element spielt in der psychischen und sozialnormativen Verfasstheit der deutschen Gesellschaft eine große Rolle. Auch in diesem Fall kann die Abweichung von dieser Norm sanktioniert werden, indem sie exemplarisch an einer Gruppe von „Fremden“ exekutiert wird. Damit wird gleichzeitig die Disziplinierung in der Wir-Gruppe verstärkt (vgl. hierzu Hund 1996: 30f). Auch hier wurden die

Abweichung von dieser Norm, also die „Arbeits-scheu“ und der lustgesteuerte Konsum, zu einem Teil des „Zigeunerbildes“.

Fazit

Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben in dem ursprünglich als Fazit geplanten letzten Abschnitt der sechsten These der Elemente des Antisemitismus neben anderen die Vorstellung des „Lohnes ohne Arbeit“ und der „Heimat ohne Grenzstein“ (Horkheimer/Adorno 1989: 208) zu den Vorstellungen gezählt, die sich die Individuen im antisemitischen Wahn zugleich ersehnen und versagen müssen. Sie weisen damit die moderne Form der Vergesellschaftung als Urgrund des Antisemitismus aus. In eben jener Weise müssen diese sozialen Verhältnisse jedoch auch als Urgrund des Antiziganismus begriffen werden. Antiziganismus und Antisemitismus sind dabei keine konkurrierenden Phänomene, sie verhalten sich vielmehr komplementär zueinander. Jedoch ist es notwendig, auch im Bereich der Kritik des Antiziganismus anzuerkennen, dass es sich nicht um ein einfaches Vorurteil oder eine Form der Xenophobie handelt, sondern um ein Ressentiment, dessen Entstehung historisch wie ideengeschichtlich eng mit der Durchsetzung der bürgerlichen Gesellschaft verknüpft ist.

Literatur

- Arnold, Hermann (1958): Vaganten, Komödianten, Fieranten und Briganten. Untersuchungen zum Vagantenproblem an vagierenden Bevölkerungsgruppen vorwiegend der Pfalz. Stuttgart.
- Arnold, Hermann (1965): Die Zigeuner. Herkunft und Leben der Stämme im deutschen Sprachgebiet. Olten.
- Arnold, Hermann (2000): „Sinti und Roma“. Von der Zigeunertragödie zur Politikomödie. Landau.
- Bauman, Zygmunt (1992): Moderne und Ambivalenz: Das Ende der Eindeutigkeit. Hamburg.
- End, Markus (2011): „Bilder und Sinnstruktur des Antiziganismus“. In: Aus Politik und Zeitgeschichte (22-23/2011), S. 15-21.
- Hohmann, Joachim S. (1995): „Die Forschungen des ‚Zigeunerexperten‘ Hermann Arnold“. In: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts (3/1995), S. 35-49.
- Holz, Klaus (2001): Nationaler Antisemitismus. Wissenssoziologie einer Weltanschauung. Hamburg.
- Horkheimer, Max / Theodor W. Adorno (1989): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Frankfurt/M.
- Hund, Wulf D. (1996): „Das Zigeuner-Gen. Rassistische Ethik und der Geist des Kapitalismus“. In: Ders. (Hg.): Zigeuner: Geschichte und Struktur einer rassistischen Konstruktion. Duisburg.
- Maciejewski, Franz (1996): „Elemente des Antiziganismus“. In: Giere, Jacqueline (Hg.): Die gesellschaftliche Konstruktion des Zigeuners: Zur Genese eines Vorurteils. Frankfurt/M, S. 9-28.
- Severin, Jan (2009): „„Zwischen ihnen und uns steht eine kaum zu überwindende Fremdheit.“ Elemente des Rassismus in den ‚Zigeuner‘-Bildern der deutschsprachigen Ethnologie“. In: End, Markus / Kathrin Herold / Yvonne Robel (Hg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster, S. 67-94.
- Scholz, Roswitha (2009): „Antiziganismus und Ausnahmezustand. Der ‚Zigeuner‘ in der Arbeitsgesellschaft“. In: End, Markus / Kathrin Herold / Yvonne Robel (Hg.): Antiziganistische Zustände. Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments. Münster, S. 24-40.
- Weber, Max (1979): Die protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung. Gütersloh.

Romanosmose satellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Der erste Schritt auf dem Weg zur Veränderung der Lage der Diskriminierten ist die Erkenntnis der funktionalen Mechanismen der Diskriminierung. Politischer Antirassismus stellt in diesem Zusammenhang die Frage nach der Normalität.

Normalität im Allgemeinen ist das, was als gesellschaftlicher Konsens gilt. Die Diskriminierungen gehören zu dieser Normalität. Die strukturelle Diskriminierung von Minderheiten ist ein Konsens in unseren Gesellschaften. Der Begriff „Normalität begreifen“ bedeutet also eine Auseinandersetzung mit diesen Selbstverständlichkeiten. Welche historischen Hintergründe haben diese Selbstverständlichkeiten? Welche Instrumente – z.B. Exotisierung, Pathologisierung, diverse Zuschreibungen, Pädagogisierung usw. – werden dabei bedient? Welche prinzipiellen Voraussetzungen haben die diskriminierenden Verhaltensweisen diverser gesellschaftlicher Akteure? Welche Gruppen werden entlang welcher Linien diskriminiert (denn nicht alle Gruppen werden mit gleichen soziopolitischen Mechanismen entrechtet)?

Selbstorganisa- tion und Selbst- historisierung

Die Strategien der Sinti, Roma
und Jenischen im Umgang mit
der Mehrheitsgesellschaft

Simone Schönnett

Anmerkung der Autorin: Ich gebe meinen Text für diese Abschlusspublikation frei. Allerdings muss ich sagen, dass der Name dieses Projekts ziemlich eigenartig, um nicht zu sagen furchtbar dumm, ist. Romanistan? Was soll das sein? Ein Roman-Land? Oder gar ein Land für Roma – wie absurd ist das denn? Und: Roma unter Beobachtung von sogenannten „Satelliten“ zu stellen, was ist das denn für eine furchtbare Idee? Für mich ist das keine der üblichen Unbedachtheiten oder gar nur ein anachronistischer Ansatz, sondern Ausdruck mangelnden Vertrauens – und zwar von allen Seiten.

Was nicht schriftlich festgehalten wird, gilt als nicht historisch verbürgt. Oder umgekehrt: Schriftliche Quellen gelten als gesichert. Wissen und Geschichte, die nicht auf Schriftlichkeit

basieren, haben es ungleich schwerer, wahrgenommen zu werden: Sie werden häufig in den Bereich des Spekultativen, Unbekannten, Fremden verschoben. Dies gilt vor allem für jene sozialen Gruppen und Gesellschaften, die Wissen ausschließlich mündlich weitergegeben haben. Bei den ursprünglich fahrenden Stammesgesellschaften der Sinti, Roma und Jenischen ist Geschichte mündlich, in und durch Geschichten erhalten worden. Wissen, Fertigkeiten, Traditionen, Musik etc. werden vor allem an Gruppenmitglieder weitergegeben. Wissen um die Kultur und Geschichte im Gedächtnis zu tragen, ist ein zentrales Element der oralen Tradition – und diese spielt noch immer eine tragende Rolle in der Alltagskultur der Sinti, Roma, Jenischen.

Seit den ersten schriftlichen Quellen über diese Fahrenden – ab ca. 1418 – und bis zum Auftauchen der ersten eingetragenen Vereine von Sinti, Roma, Jenischen ab Mitte der 1970er-Jahre – über 500 Jahre lang – erstreckt sich eine lange Zeit, in der ihre Selbstorganisation nicht dokumentiert ist. Eine Schlussfolgerung wäre, dass diese sozialen Gruppen vollkommen unorganisiert waren. Immerhin galten sie als „Zigeuner“ und „Landfahrer“. Im Mittelalter wurden sie als „vogelfrei“, als Ketzer_innen, als Hexer und Hexen gesehen. Später galt ihre Lebensform als provokant antibürgerlich, als „asozial“, und ihre Strategien für die Begegnungen mit feindlichen Behörden wurden als eine ganz eigene Gleichgültigkeit gegenüber allen bürokratischen Vorschriften verstanden.

Unorganisiert waren sie trotz dieser Stereotype nicht. Sie hätten sonst durch all diese Jahrhunderte hindurch nicht überlebt: Denn in diesem Zeitraum fanden Revolutionen statt, Nationalstaaten wurden blutigst gebildet, die bürokratische

Kontrolle wurde mehr und mehr ausgebaut, der Begriff „Heimat“ gewann an Bedeutung, und einige Kriege, darunter zwei Weltkriege, wurden geführt. Die wichtigste soziale und kulturelle Instanz der Sinti, Roma und Jenischen in diesen bewegten bzw. bedrohlichen Zeiten war die Großfamilie, in der die Autorität bei alten Männern und Frauen lag. Alles, was es zu regeln galt, wurde innerhalb der Sippe geregelt.

Neben der Familie war die *Kumpania* eine zentrale Form der Selbstorganisation der Roma, Sinti und Jenischen. Die *Kumpania* ist ein zeitweiliger Zusammenschluss von Vertreter_innen, der verschiedene Familien und Sippen angehören, zu einem gemeinsamen Vorhaben. Die Inhalte der stattgefundenen *Kumpanias* sind nicht schriftlich festgehalten: In einer mündlichen Kultur gilt das gesprochene Wort – nicht zuletzt, weil es so nicht in falsche Hände gelangen kann. Die alte Form der Selbstorganisation wurde also nicht „buchhalterisch“ erfasst, das Wissen darüber blieb in den erzählten Geschichten aufbewahrt. Doch durch die nationalsozialistische Deportation und Ermordung ganzer Großfamilien, Sippen und Clans wurde die *Kumpania* ebenso wie weitere Traditionen, etwa Musik und Erzählkunst, in weiten Teilen zerstört und vernichtet.

Heute, mehr als 60 Jahre nach dem Ende der Nazi-Schreckensherrschaft, greift der Verlust der Muttersprache, der Musik, des Wissens um die Heilkunst und der Tradition des Geschichten-Erzählens weiterhin tief in den Alltag und die Lebenswirklichkeit der Sinti, Roma und Jenischen ein. Der Verlust an Menschen, Tradition, Kultur und somit Identität wirkt im Zusammenspiel mit dem später eingesetzten und bis heute andauernden Assimilationsdruck nachhaltig.

Widersprüche der Selbstorganisation

Der Prozess einer postnazistischen, europäischen Roma-Selbstorganisation hatte seinen Ausgangspunkt in Frankreich. Im Jahre 1959 gründete Ionel Rotaru in Paris das Roma-Weltkomitee (CMG), in dem, der Tradition der *Kumpania* entsprechend, französische Roma, Manouche und Kalé gleichermaßen vertreten waren. Der erste Welt-Roma-Kongress fand trotzdem erst 20 Jahre später, am 8. April 1971, in London statt. Im Rahmen des Kongresses einigten sich die Teilnehmer_innen auf den Überbegriff „Roma“ und legten eine gemeinsame Fahne fest.

Im Geist der Bürgerrechtsbewegungen der 1970er-Jahre bildeten die europäischen Sinti, Roma und Jenischen zahlreiche Interessengemeinschaften. Im Gegensatz zu früheren Formen der Selbstorganisation stellten sich in dieser Phase die Frage der Rechtsform und damit auch die Frage der Schriftlichkeit. Denn die bürgerliche Administration erfordert, dass alles schriftlich belegt wird. Im Rahmen dieser Bewegung wurden Vereine gegründet, Statuten ausgearbeitet und das Vereinsrecht und die Vereinspolizei, die es in Österreich tatsächlich gibt, erkundet. Auf diese Weise bedienten die neuen Vereine eine umfassende Bürokratie, um das Ziel der Selbstrepräsentation zu erreichen. Die Selbstorganisation der verschiedenen Gruppen in den 1970er-Jahren bedeutete so eine grundsätzliche Abkehr von dem Selbstverständnis der *Kumpania*.

Eigentlich paradox: Denn der Wandel, der der Gründung der Roma-Vereine zugrunde lag, war der Wunsch, sich selbst als Sinti, Roma, Jenische nicht (mehr) zu verleugnen, sich nicht mehr an die jeweilige Mehrheitsgesellschaft anpassen

zu müssen. Gerade diese Vereine forderten von der Mehrheitsgesellschaft die Anerkennung und den Respekt gegenüber den Sinti, Roma und Jenischen. Um dies überhaupt zu fordern, mussten die Interessengruppen jedoch erst die juristischen Formen der bürgerlichen Gesellschaft übernehmen.

Zusätzlich gab es auch die Herausforderung, die Geschichte und Kultur der Roma von innen her zu beschreiben und sie für die Nicht-Roma zugänglich zu machen. Dieses Zugänglich-Machen stellte für viele – und nicht nur für die traditionellen – Roma, Sinti und Jenischen ein Problem dar. Nicht nur, weil damit ein Tabubruch verbunden war. Auch wegen des fest verankerten Misstrauens und der Furcht vor dem geschriebenen Wort – zumal es als administratives Papier daherkam.

Festzuhalten bleibt, dass sich mehrheitlich konservative und patriarchale Inhalte durchsetzten. Dennoch, die Widersprüchlichkeiten blieben. Zwar haben die Roma-Vereine viel dazu beigetragen, dass die Akzeptanz der Roma in der Gesellschaft sich teilweise gebessert hat. Gleichzeitig trägt der – nennen wir ihn so – männliche Konservatismus in diesen Vereinen nach wie vor dazu bei, dass die Wahrnehmung der Roma in der Mehrheitsbevölkerung im Klischeehaften und Traditionellen verharrt.

Gemeinsame Positionen, Differenzierungen und Abgrenzungen

Die Frage der Selbstorganisation ist eng verbunden mit der Frage der Solidarität bzw. Abgrenzung. Die verschiedenen Roma-, Sinti- und Jenischen-Vereine bzw. -Interessenvertretungen sind sich über ihre gemeinsame europäische

Identität einig. Diese Gemeinsamkeit hielt jedoch viele Vereine nicht davon ab, ihre Rechtsform auf nationale Zugehörigkeit aufzubauen (zum Beispiel Sinti in Deutschland). Damit grenzen sich manche Vereine etwa von den „eingewanderten“ Roma aus Südosteuropa ab. Solche Differenzierungen legen eine Reihenfolge fest und kommen nicht umhin, eine Rangordnung zu betonen. In der Fremdwahrnehmung werden diese Differenzierungen als Uneinigkeit unter den Roma, Sinti und Jenischen bzw. als Unorganisiertheit ausgelegt. Paradoxerweise wird dadurch sowohl Einigkeit wie Differenziertheit unter dem Schlagwort der „Unorganisiertheit“ subsumiert. Dadurch werden alte Vorurteile neu gewälzt.

Eine breit geteilte Position ist auch, dass ohne das Wohlwollen der Mehrheitsgesellschaft kaum etwas bewegt bzw. erreicht werden kann. Um die ohnehin nicht reichlich vorhandenen Sympathien nicht gänzlich zu verlieren, werden dann leider doch zu gerne und oft die alten Klischees von „Zigeunermusik und -romantik“ vorgeführt. Ohne „feurige“ Musik sei auch anno 2012 kaum ein Roma-Anliegen durchzubringen, meinen viele politische Roma-Vereine.

Am Beispiel der 1975 in der Schweiz gegründeten Radgenossenschaft der Landstrasse lassen sich diese Ambivalenzen gut erkennen. Dabei handelt es sich um eine neutrale, unkonfessionelle Vertretung, die sich u. a. für Gewerbefreiheit, das Recht „auf Niederlassungsfreiheit oder Arbeit und Bildung innerhalb der angestammten Lebensweise“ einsetzt. Die Radgenossenschaft der Landstrasse entstand aus dem jenischen Widerstand gegen die menschenverachtenden Praktiken des „Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse“. Zwischen 1926 und bis in die Mitte der 1970er-Jahre nah-

men die Behörden systematisch jensische Kinder von ihren Familien weg, um sie nach eigenem Vorbild fern des „Familienbetriebs“ im „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“ zu erziehen. Aber bei öffentlichen Veranstaltungen repräsentiert werden dann lieber doch die alten, heilen Welten, als die Pferde noch die Planwägen zogen.

Die Radgenossenschaft ist eine der zahlreichen nationalen und regionalen Organisationen, die dem Dachverband der wichtigsten internationalen Interessenvertretung angehört: Die Internationale Roma Union (IRU) wurde 1978 beim zweiten Welt-Roma-Kongress in Genf gegründet. Als NGO mit konsultativem Status gehört die IRU seit 1979 dem Wirtschafts- und Sozialrat der Vereinten Nationen an und berät auch die UNESCO. Seit 1986 ist sie Mitglied von UNICEF.

Radikalere bzw. progressivere Positionen der Selbstrepräsentation lassen sich vor allem in der Arbeit einiger freier Künstler_innen finden. Die jensische Lyrikerin Mariella Mehr und die Romni-Filmemacherin Marika Schmiadt wären hier zu nennen. Beide geben Einblicke in die Gesellschaft und Kultur der Sinti, Roma und Jenischen. Sie thematisieren in ihrer Arbeit die Zerstörung der eigenen sozialen Strukturen. Solch schonungslose Einblicke zu gewähren, ist ein wirksamer Weg, um zu verhindern, dass sich die Vergangenheit in der Zukunft wiederholt. Doch das, was in der Kunst stattfindet, muss nicht zwangsläufig in der Realität funktionieren. Als Fiktion oder Vision sind sie trotzdem von enormer Wichtigkeit.

Social media oder die neue Kumpania

Eine neue und intensiv genutzte Plattform der Roma-Selbstorganisation bietet inzwischen das

Internet. Die neuen Kommunikationstechnologien und vor allem die social media haben dafür gesorgt, dass sich Roma, Sinti und Jenische über die nationalen Grenzen hinweg vernetzen. Das Internet ist in gewisser Weise das postmoderne Pendant zu dem vormodernen Marktplatz: Auf beiden tummeln sich die „Fahrenden“ bzw. deren Nachfahren im 21. Jahrhundert. Die Internet-Foren, Chats und Communitys erinnern durchaus an die alte Form der *Kumpania*. Sie erfüllen aus minderheitspolitischer Sicht ihren Zweck: den Zusammenschluss verschiedenster „Stämme“.

Die Kehrseite der Internet-Kommunikation ist natürlich das, was der Philosoph Jean Baudrillard bereits 1982 als „die Ekstase der Kommunikation“ vorausgesagt hat. Dieser hyperaktive Zustand des permanenten Kommunizierens treibt – auf den virtuellen Marktplätzen – mitunter schauderliche Blüten der Selbstdarstellung. Und bei aller digitaler Offenheit wird dann oft auch nicht mehr gezeigt als die Oberflächen der altbekannten Stereotype.

Dieser Text erschien zuerst in migrazine (migrazine.at), Ausgabe 2012/1.

Politisch, in Kategorien der Macht ausgedrückt, bilden alle Elemente der Herrschaft einen Kompromiss, einen allseits akzeptierten Konsens. Die Frage innerhalb eines Konsenses ist, inwiefern dieser dauerhaft ist. Die Herrschenden arbeiten an der Dauerhaftigkeit und an der Verewigung, wobei die Methoden der Naturalisierung des Unrechtes eine solche Herstellungstechnik für den Konsens entlang der Linie der Verewigung ist. Die Beherrschten aber sind bestrebt, genau diese Verewigungsstrategien zu durchkreuzen und sie durch eine historisierende Sichtweise zu ersetzen. Eine Sichtweise, die besagt, dass die Lage der Minderheiten ein Produkt der gesellschaftlichen Entwicklung ist, ein Konstrukt, das eben auch anders hätte sein können. Diese Einsicht ist der Beginn eines Übergangs aus der Passivität in die Aktivität, zur Position der AkteurInnen. Die zentrale Setzung jedes Kampfes gegen die Diskriminierung ist die erneuerte Entdeckung der Gleichheit aller mit allen. Gleichheit steht somit nicht am Ende als Ziel, sondern am Anfang als Voraussetzung jedes politischen Verfahrens, dessen Ziel genau die Herstellung dieses Zustands ist.

Eine Neue Soziale Bewegung?

Organisationsformen der spanischen Roma

Pedro Aguilera Cortés

Das erste Dokument, das von der Präsenz der Roma in Spanien zeugt, stammt aus dem Jahr 1425: König Alfonso V gewährte Juan, dem „Grafen von Unterägypten“ die Durchreise. Er wollte von Norden aus die Iberische Halbinsel durchqueren, den mittelalterlichen Pilgerwegen nach Santiago de Compostela folgend. 1492 einten Isabella I. von Kastilien und ihr Mann Ferdinand II. von Aragon, die „katholischen Könige“, die spanischen Königreiche über einen Prozess der sozialen und kulturellen Integration, der rücksichtslos umgesetzt wurde und unter anderem die Vertreibung der Juden beinhaltete. Die Roma entgingen der Vertreibung – vermutlich weil sie verhältnismäßig wenige waren, weil sie sich aufgrund ihrer nomadischen Lebensweise entziehen konnten und weil sie zum Katholizismus konvertierten.

Auch wenn wir Roma heute im Allgemeinen gesellschaftlich gut integriert sind, müssen wir weiterhin und verstärkt gegen Rassismus, stereo-

type Zuschreibungen und Vorurteile kämpfen, die tief in der spanischen Mehrheitsbevölkerung verwurzelt sind. Die Roma sind in Spanien, neben den Menschen aus den Staaten des Maghreb, die Bevölkerungsgruppe mit dem schlechtesten Image: 52 Prozent der Mehrheitsbevölkerung hegen keine oder kaum Sympathien für Roma.

Formal gleichberechtigt, de facto diskriminiert

Heute leben Roma in den großen spanischen Städten ebenso wie in den ländlichen Gegenden. Nomadentum existiert nicht mehr. 1991 konstatierte die NPO Fundación Secretariado Gitano in einer Studie, dass 90 Prozent der Roma 15 Jahre oder länger an demselben Ort gewohnt hatten. Es gibt keine offiziellen Statistiken dazu, wie viele Roma in Spanien leben, mehrere Studien¹ gehen aber übereinstimmend von einer Zahl von etwa 725.000 bis 750.000 aus, was einem Anteil von 1,87 Prozent an der spanischen Gesamtbevölkerung entspricht. Die spanischen Roma sind die fünftgrößte Roma-Community in Europa und nach 35 Jahren Demokratie in Spanien eine der am besten integrierten.

Die Teilhabe der Roma am sozialen, öffentlichen und politischen Leben ist eng verbunden mit der Entwicklung der Demokratie und der Verabschiedung der spanischen Verfassung 1978. Seit 1978 gelten die Roma, die zu diesem Zeitpunkt bereits über 500 Jahre auf der Iberischen Halbinsel gelebt

hatten, gemäß der Verfassung als gleichberechtigte StaatsbürgerInnen. Obwohl sie formal über die gleichen Rechte und Pflichten wie alle anderen spanischen StaatsbürgerInnen verfügen, ist die tatsächliche Situation der Roma weit von Gleichheit entfernt. Wie das Centro de Investigaciones Sociológicas festgestellt hat, sind die Roma die in Spanien am stärksten diskriminierte Volksgruppe². Mehr als 40 Prozent der SpanierInnen würde es „sehr“ oder zumindest „etwas“ stören, eine/n Rom/Romni zum/zur NachbarIn zu haben, jede/r Vierte würde die eigenen Kinder nicht gerne gemeinsam mit Roma-Kindern in einer Schulklasse sehen. Die Arbeitslosenquote unter den Roma liegt bei 42 Prozent, 17 Prozent über dem nationalen Durchschnitt. Es gibt „Ghettoschulen“, in denen 98 Prozent der SchülerInnen Roma sind, der Zugang zum Wohnungsmarkt ist schwierig.

Die spanische Roma-Bewegung

Ein Weg, wie Roma gemeinschaftlich gegen diese Realität ankämpfen können, ist die spanische Roma-Bewegung. Sie setzt sich aus diversen sozialen und konfessionellen (katholischen wie evangelischen) Vereinigungen, aus Jugendorganisationen, Institutionen der Mehrheitsgesellschaft, die sich für die Roma einsetzen, sowie einzelnen Einrichtungen der öffentlichen Hand zusammen.

Meiner Ansicht nach sollten die Roma in der politischen wie der sozialen Arena aktiver auftreten und gemeinsam für mehr Einfluss auf Staat und Gesellschaft kämpfen. Eine Möglichkeit, hier eine Strategie zu entwickeln, liegt für mich darin, die Roma-Bewegung als Neue Soziale Bewegung

¹ National Spanish Roma Strategy, 20/20 (2011), Laparra, M. (Hg.) (2007): Informe sobre la situación social y tendencias de cambio en la población gitana. Una primera aproximación. Madrid, Studien des Sozialministeriums sowie offizielle Statistiken des Europarats.

² Vgl. hierzu: gitanos.org/areas/igualdad_de_trato_y_no_discriminacion/noticias/26701.html

zu begreifen. Aber ist die Roma-Bewegung eine wirkliche Neue Soziale Bewegung?

Was ist eine Neue Soziale Bewegung?

Folgt man etwa Pedro Ibarra³, so charakterisiert sich eine soziale Bewegung durch die gemeinschaftliche Aktion: Große informelle Zusammenschlüsse von Einzelnen oder Organisationen konzentrieren sich auf spezifische politische oder soziale Themen. Mit anderen Worten: Sie setzen einen sozialen Wandel um, oder stellen sich ihm entgegen. Im Zusammenhang mit Neuen Sozialen Bewegungen kann man von vier spezifischen Grundbedingungen sprechen: Kollektiver Identität, konfliktiver Herangehensweise, informellen Strukturen sowie einer Netzwerkstruktur. Entspricht die spanische Roma-Bewegung diesen Charakteristika? Sehen wir sie uns genauer an:

Kollektive Identität:

„Identität“ ist ein Schlüsselbegriff für die Roma, sei es auf privater Ebene oder im öffentlichen, sozialen und politischen Bereich. Wir als Roma haben sie im Gegenüber zur Nicht-Roma-Gesellschaft ausgebildet, es ist eine starke Identität, die auf Werten wie dem Respekt vor der älteren Generation basiert (ein Roma-Sprichwort lautet zum Beispiel: „Wenn ein alter Mensch stirbt, verbrennt eine ganze Bibliothek“), auf der Positionierung der Familie als Zentrum aller Beziehungen nach außen oder auch darauf, dass die Macht der Gruppe mehr zählt als die Macht des/der Einzelnen. Der vordringlichste gemeinsame Wesenszug, den die Roma entwickelt haben, ist also diese eigene

Identität, die je nach Gruppe oder Region changieren mag, aber Grundwerten folgt, die überall und für alle gelten.

„Eine kollektive Identität ist eine interaktive, gemeinsam getragene Definition, die von Einzelnen oder Gruppen festgelegt wird, (...) das Resultat eines Verhandlungsprozesses zwischen verschiedenen Komponenten und Abgleichen, die mit den Intentionen kollektiver Identität in Verbindung stehen“, schreibt der italienische Soziologe Alberto Melucci.⁴ Gemäß dieser Argumentation haben die Roma in Spanien von 1425 an ihre Identität entwickelt, und die Eckpfeiler im Prozess der Verhandlung waren die Anti-Roma-Gesetze, die diese Identität, die wiederum heute in der Struktur der Roma-Bewegung spürbar ist, stärkten.

Konfliktive Herangehensweise:

Offensives Konfliktverhalten existiert sowohl gegenüber der Mehrheitsgesellschaft als auch zwischen den einzelnen AkteurInnen der Roma-Bewegung. Ersteres ist vor allem in der fehlenden Anerkennung der Kultur und der Identität der Roma im öffentlichen Leben begründet. So finden sich in den Lehrbüchern der Volksschulen und der weiterführenden Schulen keine Inhalte zur Geschichte bzw. keine adäquate Darstellung von Kultur und Identität der Roma. Romanes gilt – im Gegensatz zu Katalanisch in Katalonien, Euskera/Baskisch im Baskenland und Galicisch in Galicien – nicht als kooffizielle Amtssprache. Vor allem aber sind die spanischen Roma nicht als Minderheit, weder als kulturelle noch als soziale, anerkannt.

3 Ibarra, Pedro (2000): ¿Que son los movimientos sociales? Anuario Movimientos Sociales. Icaria Editorial y Getiko Fundazioa. Barcelona.

4 Melucci, Alberto (1996): Challenging Codes: Collective Action in the Information Age, Cambridge.

Konfliktives Verhalten der AkteurInnen untereinander entsteht durch die Verschiedenheit eben dieser AkteurInnen: Organisationen mit konfessionellem Hintergrund arbeiten mit BürgerInneninitiativen zusammen, ethnische, Pro-Roma-, Frauen-, Jugendbewegungen etc. treffen aufeinander. Manchmal befördert auch das Ringen um finanzielle Mittel und Einfluss die Auseinandersetzungen.

Informelle Strukturen:

Auch wenn öffentliche und politische Einrichtungen gerne eine Roma-Bewegung in struktureller Analogie zu anderen Bewegungen aufgebaut hätten, sind die Roma selbst hier bei einem Konzept informeller Organisation geblieben. Dies vor allem deshalb, weil die Roma-Bewegung eher auf Konzepten der regionalen und familiären Verortung beruht als auf dem Konzept einer Gruppenidentität, die auf der Mitgliedschaft in eben dieser Gruppe fußt. In diesem Sinne ist für den Aufbau von Beziehungen und für Prozesse der Teilhabe zum Beispiel das Konzept der familiären Bindung entscheidend, standardisierte Strukturen und Rahmenbedingungen kommen nicht zum Tragen. Internetzugang und soziale Netzwerke ermöglichen auf informellem Weg die Verbindung zwischen einzelnen Gruppierungen und Organisationen und tragen so zu einem besseren Wissen voneinander und zur Intensivierung der Zusammenarbeit bei.

Netzwerkstruktur:

Die spanischen Roma-Organisationen wurden nach dem Vorbild von Nicht-Roma-Organisationen aufgebaut, das heißt als Modell einzelner, verstreuter Einrichtungen, die regional oder zielgruppenspezifisch arbeiten. In den 1980er-Jahren nahmen viele lokale und regionale Roma-Orga-

nisationen ihre Arbeit auf, zum Teil konkurrierten sie um Aufmerksamkeit in den jeweiligen Stadtvierteln oder Städten, die Ergebnisse blieben bescheiden. Erst Mitte der 1990er-Jahre begannen die Institutionen zusammenzuarbeiten. Diesen Prozess könnte man als „kollektives Aktionsbündnis“ bezeichnen, er führt in Richtung der eingangs erwähnten Neuen Sozialen Bewegungen.

Verschiedene Organisationen formen dieses Bündnis:

1. Soziale und ethnische Organisationen von Roma, also Roma-Verbände im Allgemeinen, Frauen-, Jugend- und Bildungsorganisationen sowie andere Vereinigungen, die eine Art zeitgenössische Version der früheren lokalen Roma-Verbände darstellen. All diese Einrichtungen sind gut an die Community angebunden und wissen um die Notwendigkeiten und die Situation der Basis. Die lokalen Roma-Communitys anerkennen sie im Regelfall und schätzen ihre Arbeit.
2. Pro-Roma-Organisationen, also von Nicht-Roma geführte Einrichtungen, die sich für die Belange der Roma engagieren: Diese Organisationen zeichnen sich durch Professionalität aus, manchmal fehlt ihnen aber das Wissen um Situation und Lebensumstände der Roma.
3. Konfessionelle Verbände: 95 Prozent der spanischen Roma bekennen sich entweder zum evangelischen oder zum katholischen Glauben. Organisationen beider Glaubensgemeinschaften haben gute Kontakte in die lokalen Roma-Communitys, auch wenn eine gegenseitige Unterstützung oder Anerkennung kaum vorhanden ist.

4. Medien: Die wichtigsten spanischen Roma-Medien werden von NGOs herausgegeben: So veröffentlicht die Romani Union die Zeitung Nevipen Romani, Fundación Secretariado Gitano gibt Gitano heraus oder das Roma Culture Institute die Cuadernos gitanos.

Die spanische Roma-Bewegung hält sich in ihren Strukturen und Arbeitsmethoden an die Vorlage anderer Minderheiten-Bewegungen. Um zu einer wirklichen Neuen Sozialen Bewegung zu werden, muss die familiär strukturierte Sozialbewegung der Roma ihre Möglichkeiten erkennen. Folgende Ratschläge könnten diesen Paradigmenwechsel begleiten: Erstens ist Geduld vonnöten; die Roma-Bewegung will oft schnelle Ergebnisse sehen und lässt dabei außer Acht, dass es sich hier um einen schrittweisen Prozess handelt. Zweitens: Niemand darf von Verhandlungen ausgeschlossen werden, die Roma-Bewegung sollte alle Zielgruppen innerhalb der Roma umfassen. Und nicht zuletzt ist es – drittens – wichtig, sich ein klares Bild der realen Situation zu machen, um Paternalismus, Overprotection oder auch Desinteresse zu vermeiden.

unionromani.org
issuu.com/cuadernosgitanos

RomanoSmose

Notizen aus dem Projekt-Blog

Offensichtlich gibt es einen weit verbreiteten Konsens, dass Spanien ein Musterbeispiel ist, wenn es um die Integration von Roma geht. Dafür gibt es zahlreiche Gründe. Spanien bemüht sich in der Tat bereits seit mehr als 20 Jahren um Verbesserungen für Roma und leistete auch Pionierarbeit bei der institutionellen Anerkennung der Roma-Kultur. Auch ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass die spanischen Roma bessere sozialökonomische Bedingungen vorfinden als Roma in Osteuropa. Trotzdem ist Spanien weit weg vom Idealzustand.

Sozialer Wohnbau für Roma führt zu einer Ghettoisierung in den Randbezirken, die Lebenserwartung von Roma ist weit unter dem Durchschnitt der restlichen Bevölkerung und Analphabetismus ist sehr verbreitet (sieben von zehn Roma der über 15-Jährigen sind funktional oder komplett analphabetisch). Das Bildungssystem ist desaströs: Hohe Drop-out-Raten (insbesondere bei Mädchen) und Fälle von schulischer Segregation sind in Spanien noch immer keine Seltenheit. Roma sind auch heute die am meisten diskriminierte Gruppierung innerhalb der spanischen Bevölkerung – um einiges mehr als migrantische Communitys. Wenn Maßnahmen für die Partizipation von Roma gesetzt werden, dann geht es meistens nur um politische Legitimation, aber kaum um Empowerment der Roma oder darum, ihnen Möglichkeiten zur Mitbestimmung einzuräumen.

Wahrnehmung, Wahrsager und Wahrheit

Mediale Roma-Bilder zwischen
Mehrheitsgesellschaft und
Selbstorganisation

Gilda-Nancy Horvath

9/11, der Tag an dem die Twin Towers in New York fielen: Alle Menschen können sich genau daran erinnern, wo sie waren, was sie gerade taten und welches Kommunikationsmittel/-medium sie gerade konsumierten (TV, Radio, Internet, Handy), als das Unfassbare geschah bzw. sie davon erfuhren. Für jeden Menschen, auch für jene, die weit weg von der Katastrophe waren und keine Verwandten in der Stadt hatten, ist mit dieser Erinnerung eine Emotion verbunden. Aus dieser Emotion wuchs eine kollektive Ansicht zu jenem Tag, ein kollektiver Pakt, wie dieser furchtbare Moment in der Geschichte verweilen soll. Das ist zu einem erheblichen Teil ein Effekt, der durch Massenmedien entsteht.

Die Massenmedien bestimmen im 21. Jahrhundert die Wahrnehmung relevanter Entwicklungen und Phänomene. Wie wir etwas wahrnehmen, hängt davon ab, auf welche Art und Weise wir eine Information erhalten – und über welchen Kanal.

Natürlich ist 9/11 ein drastisches Beispiel. Es illustriert jedoch hervorragend, wozu Medien imstande sind und wie stark sie unsere Wahrnehmung im Alltag beeinflussen.

Kurz gesagt: Medien beeinflussen unsere Wahrnehmung von Realität. Sie sind, abseits der zwischenmenschlichen Kommunikation, der erste Filter, durch den wir Ereignisse wahrnehmen. Medien tragen daher auch große Verantwortung. Der sprichwörtliche „Spiegel“, den die Medien der Gesellschaft vorhalten, sollte ein möglichst „objektives“ Bild zeigen, das die demografischen und gesellschaftlichen Entwicklungen berücksichtigt.

Die Wahrheit ist aber vielmehr: Medien reagieren in sehr unterschiedlicher Art auf Umweltreize, sie wählen aus der enormen Vielfalt an Ereignissen und Themen nur einige wenige aus, betonen manche, verkleinern andere, sie setzen Akzente und rücken die Geschehnisse in ein bestimmtes Licht, sie interpretieren und formen Kontext. All dies tun sie auch (bewusst oder unterbewusst) als Akteure mit Eigeninteressen, um etwa bestimmte politische Positionen zu unterstützen oder zu schwächen. Zu alledem kommt auch noch die Tendenz, eher negative als positive Nachrichten zu verbreiten (*Bad News is Good News*).

Knick in der (Medien-)Optik

Die OSCE stellte 2010 bereits über Ungarn fest: „Jobbik¹ officials and representatives have been particularly effective in using mass media to disseminate anti-Roma rhetoric as a central element

in the party's political platform.“² Kein Einzelfall, wie ein Auszug aus der Wissenschaft zeigt: Sigona (2006) stellte in Italien im Forschungszeitraum von 2005 bis 2006 die Fokussierung der Lokalpresse auf „Nomadencamps“ fest – und damit eine Instrumentalisierung der Roma durch rechtsextreme politische Einflüsse. Strauß (2005) erforschte die „medialen Negativbeispiele bei Pressemitteilungen der Polizei trotz Verbot der ethnischen Bezeichnung“ und erhielt ebenfalls negative Ergebnisse.

Während Migration und die dazugehörigen Menschen („die MigrantInnen“) eines der größten Themen unserer Zeit sind, haben in den Redaktionen des Landes eher wenige Menschen aus Minderheiten ihren Platz gefunden. Die Folge: Die Realität und ihre Darstellung sowie Abbildung in den Medien sind nicht deckungsgleich und unterliegen jenem Bild, das die Mehrheitsgesellschaft von ihnen zeichnet. Das Ergebnis nennt man dann „Klischees“. Wenn dann auch noch politischer Einfluss das ohnehin bereits verschobene Bild formt, kann das Ergebnis, wie in Ungarn, blanker Hass auf die Minderheit sein.

Roma in den Medien & Roma-Medien

Am Beispiel der Roma und Sinti kann man alle angesprochenen Phänomene hervorragend beobachten. Die Gruppe hat keine politische Lobby, keine mediale Lobby und eine von pseudoromantischen Vorstellungen sowie vom Holocaust geprägte Geschichte. Die Themen, mit denen Roma in den Medien Platz finden, sind vor allem

1 Partei der extremen Rechten in Ungarn (Anm. der Redaktion)

2 [Jobbik war sehr erfolgreich darin, Massenmedien als Plattform zur Verbreitung von Anti-Roma Rhetorik zu nutzen.]

Abschiebung, Bettelkrisen und Kriminalität. Auch wird in den Medien das Bild des „umherziehenden Zigeuners“ suggeriert, obwohl heute mehr als 95 Prozent aller Roma in Europa sesshaft leben. Dies ist tragisch, denn Medien sind auch ein Resonanzboden für den öffentlichen Diskurs. Immer mehr Roma erkennen, dass es ein Ungleichgewicht gibt zwischen dem, was man über Roma hört/sieht, und dem, was wirklich stimmt. Daraus entstand glücklicherweise bei einigen Menschen in Europa das Bedürfnis, „eigene“ Medien zu produzieren, die näher an der Realität sind.

Die „Traditionellen“

In Österreich sind die ältesten Print-Zeitschriften der Roma-Community (erscheinen vier- bis fünfmal jährlich) die Zeitschrift des Romano Centro (zweisprachig) sowie das Romano Kipo (deutsch) vom Kulturverein österreichischer Roma. Beide Vereine existieren seit über 20 Jahren. Ebenfalls zu erwähnen ist die Zeitung *Romani Patrin* (Roma Rad) des Vereines Roma Oberwart. Hier werden Veranstaltungen angekündigt, aktuelle Themen behandelt, aber auch die Nähe zur ungarischen Grenze ist in den Artikeln positiv spürbar. Ein guter Mix nach dem Motto: „Act local, think global.“ Alle Print-Pioniere haben den Sprung ins Internet mit den Vereins-Websites gut gemeistert.

Die „Digitalen“

dROMa (ein Wortspiel aus Roma und dem Wort für „Wege“ Droma) ist das Medienportal des burgenländischen Vereines Roma-Service. Dort kann man sowohl das viermal jährlich erscheinende Printprodukt *dROMa* herunterladen, als auch im Online Blog News aus aller Welt (mit Roma-Bezug) nachlesen. Zusätzlich gibt es seit 2011 online das

Quartals-Format *dROMa TV* in Burgenland-Romani, das sich als Informationsquelle für die Roma in Europa sieht. Inhaltlich werden auch hochpolitische Themen behandelt, dabei bleibt man hier jedoch stets seriös und sensibel. Auf dem Cover des Print-Formates gibt es zum Beispiel statt Bildern aus Elendssiedlungen lieber Role-Models aus der Community. News werden abseits von alledem selbstverständlich auch auf Facebook und Twitter kommuniziert. Als kleinen Service gibt es hier außerdem eine lange Liste von Links rund um die Themen Roma, Medien und Politik. Von wegen Roma würden neue Medien nicht mögen ...

Die „Öffentlich-Rechtlichen“

Es wäre unfair, jene Sendezeit, die der ORF den Roma zur Verfügung stellt, unerwähnt zu lassen. In Radio Burgenland entfallen wöchentlich immer montags zehn Minuten auf die Sendung *Roma Sam*, die von Burgenland-Romni Susanne Horvath gestaltet wird. Online bei Ö1 Campus gibt es ebenfalls wöchentlich die 25-minütige Online-Sendung *Radio Kaktus*. Die Themen variieren: Sowohl Abschiebungen in Frankreich werden behandelt als auch der jährliche Roma-Ball in Wien oder Burgenland. Die Sendungen sind anteilig sowohl in Deutsch als auch in Romanes gestaltet. Im Fernsehen gibt es keine eigene Sendung für Roma im ORF. Im burgenländischen Magazin (zweimonatlich) *Servus, Szia, Zdravo, Del Tuha* werden jedoch auch die Belange der Roma Community behandelt. Genauso im überregionalen Wochenmagazin *Heimat fremde Heimat* auf ORF 2.

Die „MigrantInnen“

Über die Hälfte der in Österreich lebenden Roma sind MigrantInnen. Viele von ihnen kommen aus

Serbien. Der Quotenerfolg der Sendung *Ex-Yu in Wien* auf dem Wiener Community Kanal OKTO ist kein Zufall. Hochzeiten, nette Abende bei Live-Musik sowie die Präsentation von Restaurants locken die serbische (Roma-)Community vor den Bildschirm. Wer in der Sendung ist, der/ die wird gesehen. Das Konzept ist einfach – und funktioniert.

Auch Gipsy Radio/Gipsy TV arbeiten im Internet mit Streams, Musikprogramm und Chat. Sie haben eine bunte User-Schar aus ganz Europa und veranstalteten einen Gesangswettbewerb (*The Gipsy Voice*), der über Live-Stream im Internet zu sehen war. Die ZuseherInnen wählten anschließend per Telefon den/die SiegerIn.

Die „Watchdogs“

Was in Österreich noch fehlt, ist der nächste logische Schritt in der medialen Evolution: nicht nur „eigene“ Medien zu produzieren, sondern die Darstellung der eigenen Volksgruppe in den Mehrheitsmedien zu dokumentieren und zu evaluieren. Und noch mehr als das: es auch öffentlich zu machen und aufzuzeigen, wenn Medien mit der Art ihrer Darstellung gegen sämtliche Regeln der Menschenwürde verstoßen oder sogar mit einseitiger Darstellung Volksverhetzung betreiben. „Watchdogs“ nennt die neue Medienwelt solche Menschen/Organisationen, die darauf achten, dass der Spiegel, den wir vorgehalten bekommen, nicht schon völlig abseits jedes objektiven Blickwinkels ist.

Auf europäischer Ebene haben bereits einige Institutionen damit begonnen, zumindest zeitweise „Watchdogs“ zu sein. Romedia in Ungarn zum Beispiel produziert Filme über die Situation der Roma

in vielen Ländern und glänzt mit Fakten statt Rührseligkeiten. Wie schwer ihre Arbeit in Ungarn derzeit beeinflusst ist, weiß niemand. Auch MECEM in der Slowakei, ein Online-News-Portal für Roma, zeigt regelmäßig die Verfehlungen von Mehrheitsmedien auf.

Wozu braucht man „Watchdogs“?

Philipp Gut, jener stellvertretende Chefredakteur der *Weltwoche*, dessen Beitrag über „Räuberbanden“, „Kriminaltouristen“, „Bettelbanden“ und „verbrecherische Clanstrukturen“ im April 2012 zweifelhaftes Aufsehen erregt und dem Blatt eine Rüge des Schweizer Presserats eingetragen hatte, war in einer TV-Diskussion zu Gast. Als besonders übel wurde empfunden, dass der Artikel mit einem manipulierten Foto illustriert war, das einen kleinen Jungen mit einer Spielzeugpistole zeigte. In der Diskussion verteidigte er den vom Presserat verurteilten Artikel als „gut recherchiert“ und „faktenbasierend“. Die Roma selbst werden bei solch großen und wichtigen Präzedenzfällen der Medienberichterstattung nicht einmal symbolisch gefragt, was sie davon halten.

Das sollten wir beenden. Wir sollten endlich eine von uns selbst institutionalisierte Meinung haben – über die Meinung der Medien über uns.

Literatur

Sigona, Nando (Hg.) (2006): *Political Participation and Media Representation of Roma and Sinti in Italy*. OSCE/ODIHR/CPRSI. Florenz.

Strauß, Daniel (2005): „Ziele – Zeichen – Wirklichkeit“. In: Matter, Max (Hg.): *Die Situation der Roma und Sinti nach der EU-Osterweiterung*. Göttingen. S. 113-125.

Romanosmose satellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Neben der Entwicklungsgeschichte der herrschenden Position gibt es die Position der Beherrschten, die trotz der Verdeckungen der Diffamierungen und trotz der gesellschaftlich nicht anerkannten Wahrnehmung besteht und sich ausgehend von soziopolitischen und kulturellen Entwicklungen perpetuiert. Es geht dabei um die AkteurInnenposition jener, denen normalerweise diese Position verweigert wird. Es geht um die handelnde Subjektposition der Beherrschten. Wie agieren sie und wie reagieren sie angesichts der Tatsache der Diskriminierung? Beobachtbar sind mehrere Verhaltensmuster: Erstens das auf einer Verinnerlichung der Diskriminierungen basierende Gefühl der Minderwertigkeit. Zweitens der Pragmatismus, der besagt „Die Gesellschaft ist halt so und wir müssen uns anpassen“. Und drittens eine Offensive, die auf „etwas dagegen tun“, aufbaut.

Kulturarbeit als Chance?

Möglichkeiten der sozialen Wirkung im Bereich der sogenannten „Sinti- und Roma-Kunst und -Kultur“

Hamze Bytyci

Kunst ist dazu da, um Individuen eine Freiheit zu verleihen, eigene Gefühle, Ansichten oder Identität auszudrücken, ohne gesellschaftliche Konventionen allzu sehr beachten zu müssen. Doch wenn es sich um die Kunst und Kultur von Sinti und Roma handelt, scheint die Situation etwas komplexer zu sein. Hier kommen zahlreiche Vorurteile, Stereotype oder einfach bestimmte Erwartungen ins Spiel, sei es seitens der Mehrheitsgesellschaft oder seitens der Angehörigen dieser Minderheit selbst. Sie beeinflussen nicht nur das alltägliche Leben vieler Sinti und Roma, sondern möglicherweise auch ihr Kunstschaffen, sei es auch nur durch den Zwang, auf diese zu reagieren und sie zu reflektieren. Um die soziale Wirkung, die die Kunst- und Kulturarbeit von Roma und Sinti erzielen, einschätzen zu können, ist es notwendig, vorerst die Situation der Sinti und Roma in Deutschland zumindest cursorisch zu schildern. Dies erweist sich allerdings als schwierig, da es keine offiziellen Studien über die Situ-



Ausstellung *The Roma Image Studio*
Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de

ation der nicht-deutschen Roma in Deutschland gibt. Die folgenden Angaben basieren daher auf zwei Studien, die ausschließlich die Situation der deutschen Sinti und Roma erforschen, wobei man annehmen kann, dass die Lage der nicht-deutschen Roma – vor allem bei den neu zugezogenen Roma aus Rumänien und Bulgarien – insbesondere im Bereich der Bildung und der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse noch gravierender ist. In Bezug auf Diskriminierung bzw. Rassismus kann hingegen davon ausgegangen werden, dass sich die Erfahrung der deutschen Sinti und Roma von den Erfahrungen der nicht-deutschen Roma nicht gravierend unterscheiden.

Die Repräsentativumfrage des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma zum Rassismus gegen Sinti und Roma in Deutschland wurde im Jahr 2006 durchgeführt, an ihr nahmen 309 Personen teil. 76 Prozent der Teilnehmenden bejahten dabei die Frage, ob sie schon häufiger diskriminiert wurden – bei der Arbeit, von Nachbarn, in Gaststätten oder an anderen Plätzen. 40 Prozent der Befragten waren der Ansicht, dass ihre Kinder oder Enkel in der Schule nicht ausreichend gefördert wurden, 40 Prozent der Befragten waren der Ansicht, dass ihre Kinder bzw. Enkelkinder in der Schule benachteiligt werden. Die Studie machte darüber hinaus auf die vorurteilsschürende Praxis der Medien aufmerksam, bei Berichten über Fehlverhalten oder Kriminalität von Einzelnen auf deren Minderheitenzugehörigkeit hinzuweisen. 90,3 Prozent der Befragten bejahten, dass diese Berichterstattung bei ihnen als Angehörigen der Minderheit Angst vor Vorurteilen hervorrufe.¹

1 Repräsentativumfrage des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma über den Rassismus gegen Sinti und Roma in Deutschland, zentralrat.sintiundroma.de/content/downloads/stellungnahmen/UmfrageRassismus06.pdf (26.12.2012)

Die neuere Studie zur aktuellen Bildungssituation deutscher Sinti und Roma wurde zwischen 2007 und 2011 von der RomnoKher GmbH durchgeführt, es wurden 275 deutsche Sinti und Roma aus drei Generationen zu ihrer Bildungssituation befragt. Im Vergleich zur älteren Studie sind die Ergebnisse noch schockierender. 81,2 Prozent der Befragten haben persönliche Diskriminierungserfahrungen. Die Studie stellt fest: „Die Erfahrungen in der Schule sind in starkem Maße von offenen und verdeckten Diskriminierungen in Form von alltäglichen antiziganistischen Beschimpfungen und Vorurteilen seitens einzelner Schüler/innen bestimmt. Die Lehrer scheinen hier nicht professionell einzuschreiten.“² Darüber hinaus besuchten laut Studie 13 Prozent der Befragten keine Schule, wobei dieser Anteil in der Mehrheitsbevölkerung wahrscheinlich unter einem Prozent liegt. 44 Prozent der Befragten haben keinen Schulabschluss (im Vergleich zu 7,5 Prozent der Mehrheitsbevölkerung).³

Diese zwei Studien zeigen nicht nur die gegenwärtige Lage der Sinti und Roma im Bereich Bildung und den weit verbreiteten Rassismus auf, sondern verdeutlichen gleichzeitig die ersten zwei wichtigen Möglichkeiten der sozialen Wirkung von Kultur- und Kunst-Arbeit von bzw. mit Sinti und Roma. Erstens stellt die Kulturarbeit eine Chance für Roma und insbesondere Roma-Jugendliche dar, sich persönlich weiter zu entwickeln. Sie ermöglicht ihnen, sich neue Fähigkeiten anzueignen und Erfolge zu erleben. Dadurch wird dazu beige-

tragen, ihr Interesse an (nicht-formaler) Bildung zu wecken und sie in sinnvolle und positive Aktivitäten einzubeziehen. Zweitens hat die Kunst- und Kultur-Arbeit das Potential, ein breiteres Publikum, d. h. auch die Mehrheitsgesellschaft, zu erreichen, die in den Medien gängigen Bilder von Sinti und Roma zu widerlegen und dadurch Vorurteile und Stereotype abzubauen sowie Exotisierungen entgegenzuwirken. Unter diesen Gesichtspunkten möchte ich einige Roma-Kunst- und -Kultur-Projekte näher betrachten.

André J. Raatzsch: The Roma Image Studio

Im Falle des ersten und eines der wohl aktuellsten Projekte handelt es sich um eine Ausstellung und eine langfristige Foto-Plattform zugleich. Das Projekt wurde von André J. Raatzsch in Zusammenarbeit mit Lith Bahlmann und Emese Benkö kuratiert und im April 2013 in der Galerie im Saalbau in Berlin-Neukölln eröffnet. „Das Roma Image Studio ist eine künstlerische und kritische Plattform, welche die Repräsentation der europäischen Roma mit der Re- und Dekonstruktion der Roma-Identität, unter Berücksichtigung von Fotografie, Foto-Archiven und dem dazugehörigen fotografischen Diskurs, miteinander verbindet. [...] Anhand ikonografischer Bilder aus internationalen Foto-Archiven und -Sammlungen, privaten Fotoalben und künstlerischen Fotografien eröffnet die Ausstellung den überfälligen inter- und transdisziplinären Diskurs über die De- und Re-Konstruktion des historischen und sozialen Gedächtnisses über die europäischen Roma.“⁴

2 Strauß, Daniel: Zehn Ergebnisse der Bildungsstudie und Empfehlungen, stiftung-evz.de/fileadmin/user_upload/EVZ_Uploads/Handlungsfelder/Handeln_fuer_Menschenrechte/Sinti_und_Roma/06_zusammenfassung-bildungsstudie-sinti-2011.pdf (26.12.2012)

3 ebd.

4 André J. Raatzsch „Ein Interview mit mir selbst“, eu-infothek.com/article/andre-j-raatzsch-ein-interview-mit-mir-selbst (06.04.2013)



Nihad Nino Pušija: Zyklus *Roma Camps in Rom*,
45 x 30 cm, Farbabzug auf FujiPearl, 2003,
Courtesy Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de



Nihad Nino Pušija: Zyklus *Roma Camps in Rom*,
30 x 45 cm, Farbabzug auf FujiPearl,
2003, Courtesy Nihad Nino Pušija /
fotofabrika.de

Raatzsch sieht seine Kunst als Instrument, um die Entexotisierung und Entromantisierung des „Sinti- und Roma-Bildes“ zu erreichen: „In meiner künstlerischen Arbeit beschäftige ich mich seit 2007, nach der Teilnahme am Ersten Roma Pavillon der Biennale in Venedig, mit der Problematik der Roma-Darstellungen der Gegenwart. Dazu präsentiere ich zeitgenössische Fotografie und fotografische Archive sowie Skulpturen in performativen künstlerischen Kontexten, die nicht zu der gängigen romantisierenden und exotisierenden Ausstellungspraxis gehören.“⁵ Die Intention, auf die Mehrheitsgesellschaft zu wirken, tritt dabei deutlich in den Vordergrund.

Moritz Pankok: Galerie Kai Dikhas

Die 2011 gegründete Galerie Kai Dikhas⁶ für zeitgenössische Kunst von Sinti- und Roma-Künstler_innen aus der ganzen Welt, die Moritz Pankok künstlerisch leitet, befindet sich im Aufbau Haus in Berlin-Kreuzberg. Auf der Website der Galerie steht: „Abgesehen vom Roma-Museum in Brünn (Tschechische Republik), das jedoch nicht allein auf Bildende Kunst spezialisiert ist, gibt es bislang keine permanente Institution, die sich der Kunst der Sinti und Roma widmet, sie erforscht, verbreitet und einer größeren Öffentlichkeit vorstellt. Die Galerie Kai Dikhas hilft, diesem Umstand Abhilfe zu schaffen.“⁷

Darüber hinaus „[...] begründet [sie] einen neuen Freiraum, der es Roma-Künstler_innen ermöglicht, ihre Talente und Fähigkeiten zu entfalten

5 ebd.

6 Zur Galerie Kai Dikhas siehe auch den Text Ort des Sehens von André J. Raatzsch in dieser Publikation.

7 Ort des Sehens/Kai Dikhas/Place to see, kaidikhas.comgypsy (07.04.2013)

und darzustellen. Die Galerie Kai Dikhas trägt zu einer inneren und äußeren Emanzipation der Roma-Kultur bei.“⁸ Die Absicht, Veränderungen und positive Entwicklungen innerhalb der „Sinti- und Roma-Kunstszene“ zu bewirken, wird dadurch eindeutig deklariert.

Als Kurator der (vermutlich) einzigen Galerie für bildende Kunst von Sinti und Roma in Deutschland beschreibt Moritz Pankok seine Absicht, der breiten Öffentlichkeit die Heterogenität dieses Kunstbereichs zu zeigen: „Ich glaube, die Galerie zeigt ganz klar, dass es eine sehr große Vielfalt und ganz unterschiedliche Denkweisen innerhalb der Minderheit gibt, dass es Menschen gibt, die sehr kleine, bewegliche Installationen aus Recycled-Materialien machen, genauso wie Maler, die 2x3 Meter große Ölgemälde machen, die gar nichts z.B. mit einer nomadischen Kunst zu tun haben.“⁹

Nihad Nino Pušija: Roma é Roma – Roma in Rom

Seit neun Jahren besucht Nihad Nino Pušija immer die gleichen Roma-Familien, die in den Lagern um Rom leben, und verfolgt ihre Lebenssituation. Er fand dabei „junge Gladiatoren, stolze Pubertierende, desillusionierte wie auch lebensfrohe Menschen, die unter schwierigsten Bedingungen versuchen, ihr Überleben zu sichern.“¹⁰ Seine Fotos wurden im Herbst 2012 in der Galerie Kai Dikhas gezeigt.

8 ebd.

9 ebd.

10 Pressemitteilung Nihad Nino Pušija. Roma é Roma – Roma in Rom, kaidikhas.de/de/exhibitions/roma_E_roma_1/text (06.04.2013)

In der Pressemitteilung zu seiner Ausstellung erklärt er, dass sein Ziel die Dekonstruktion des klischeehaften und homogenisierenden Bildes von Sinti und Roma ist: „Dort, wo ich lebe und arbeite, spüre ich Mikrokosmen auf, dokumentiere Veränderungen im Kleinen und halte Unauffälliges fest, um mit den so entstandenen Serien ein tendenzielles Gesamtbild meiner Umgebung abzubilden.“¹¹

Hamze Bytyci und Rafael Badie Massud: Romeo rennt

Romeo rennt ist ein Theaterstück, das von 14 Jugendlichen im Rahmen der akademie der autodidakten eingeübt und im Mai 2012 im Ballhaus Naunynstraße aufgeführt wurde. „Nach einer Odyssee vom Balkan bis nach Berlin landet Romeo schließlich im Zirkus. Hier nimmt eine unmögliche Hochzeit ihren Lauf, Rituale laufen aus dem Ruder und das Prisma der Perspektiven dreht sich weiter.“¹²

Die Theatervorstellung *Romeo rennt* entstand in Zusammenarbeit mit Jugendlichen, d. h., dass diese sich mit ihren Ideen und ihren Persönlichkeiten in das Theaterstück einbringen konnten. Ein wichtiger Aspekt war dabei das Erfolgserlebnis, das durch die Tatsache, dass beide Aufführungen ausverkauft waren, noch zusätzlich verstärkt wurde. Dies ist eine wirksame Methode der nicht-formalen Bildung, die das Potential hat, langfristige die Entwicklung junger Menschen zu beeinflussen. Da sich das Theaterstück intensiv mit verschiedenen „Roma-Traditionen“ und Stereotypen gegenüber

11 ebd.

12 Ballhaus Naunynstraße: *Romeo rennt*, ballhausnaunynstrasse.de/index.php?id=21&evt=610 (25.12.2012)

Sinti und Roma auseinandersetzte, war auch die Wirkung auf das Publikum besonders groß.

Ivor Stodolsky und Marita Muukkonen: Perpetual Romani-Gypsy Pavilion

Perpetual Romani-Gypsy Pavilion ist ein „Wanderpavillon“, der während der Venediger Biennale 2009 eröffnet wurde. Er war eine spontane Reaktion auf zwei Umstände: Der offizielle Roma-Pavillon wurde kurzfristig abgesagt und gleichzeitig verletzte Berlusconis Regierung die Rechte der in Italien lebenden Roma schwerwiegend.¹³ Der Roma-Pavillon wurde Teil von zehn nationalen Pavillons im Rahmen der Biennale, er hatte die Form einer „Postkarte aus Venedig“, auf die man seinen eigenen Fingerabdruck abdrucken konnte.¹⁴

Wie aus dem Interview mit Ivor Stodolsky hervorgeht, war das Ziel des *Perpetual Romani-Gypsy Pavilions* vor allem, die weltweite Szene der zeitgenössischen Kunst anzusprechen und die „Roma-Kunst“ vor diesem Publikum zu (re)präsentieren: „Damals in Venedig war es sehr wichtig, dass es über e-flux herauskam, wir haben im letzten Augenblick e-flux überzeugt, es umsonst zu machen und es kam raus, als alle Kuratoren noch da waren. Der ungarische Pavillon war dabei, die Schweden, die Norweger – insgesamt zehn Länder. Das war das erste Mal, dass ‚Gypsies‘ in der internationalen Kunstszene innerhalb der anderen Pavillons dabei waren. [...] Dieser *Perpetual Pavilion* war sehr politisch, gegen Berlusconis Politik gerichtet – Leute wurden auf den Straßen umgebracht, in Neapel wurden Kinder tot auf dem



Romeo rennt
Foto: Esra Rotthoff

13 *Perpetual Romani-Gypsy Pavilion*, perpetualpavilion.org (26.12.2012)

14 Interview mit Ivor Stodolsky, geführt am 20.04.2013.

Strand aufgefunden. Das Publikum war damals contemporary art, weil es der größte und wichtigste Event von contemporary art überhaupt war, da sind alle Augen auf Venedig.“¹⁵ Die Intention war dabei etwas anders als bei anderen Projekten, denn es ging nicht nur darum, die breite Öffentlichkeit zu erreichen, sondern vor allem Einfluss auf die Roma-Repräsentation auf einer hohen politischen Ebene zu nehmen. Dies könnte man als die dritte Möglichkeit der sozialen Wirkung der Kunst und Kultur von Sinti und Roma bezeichnen.

Kulturelle Identität und Selbstrepräsentation

Hier möchte ich folgende Frage stellen: Gibt es überhaupt so etwas wie eine kulturelle Roma-Identität? Die Antwort, die sich aus den von mir durchgeführten Recherchen und Interviews ergibt, ist eindeutig: EINE kulturelle Roma-Identität gibt es nicht. Es gibt verschiedene heterogene Identitäten, die sich aus regionalen sowie individuellen Elementen zusammensetzen. Besonders wichtig erscheint mir auch die Frage der Selbstrepräsentation. Die Sinti und Roma möchten und müssen selbst an der Entscheidung beteiligt sein, auf welche Weise sie dargestellt werden. In der Pressemitteilung zur Ausstellung *Roma é Roma* von Nihad Nino Pušija wird beispielsweise die landläufig übliche Fremddarstellung der Roma problematisiert und unter anderem seine Roma-Herkunft als ein wichtiger Vorteil hervorgehoben:

„Das fotografische Bild von ‚Zigeunern‘ ist bislang meist von Außenstehenden, nicht von Angehörigen der Minderheit selbst geprägt worden –

meist ohne das Einverständnis beziehungsweise gegen den Willen der Porträtierten. So werden immer wieder die gleichen, klassischen Stereotype der Andersartigkeit tradiert und aufgegriffen, ohne hinter die homogene Oberfläche zu dringen. Aufgrund seiner Herkunft gelingt es ihm leicht, selbst Teil der fotografierten Szene zu werden und kommt den Porträtierten so nah, wie kaum jemand anderes.

Als Wanderer zwischen den Welten sucht Nihad Nino Pušija neue Aspekte in der Realität seiner Minderheit und befreit so das Selbstbild der Roma von Fremdbestimmtheit, vom Blick der Anderen. Das Medium Fotografie dient als Identitätsbearbeitung und als Rückaneignung des Selbstbildes.“¹⁶

Moritz Pankok, der keinen Roma-Hintergrund hat, will als Kurator einer Sinti- und Roma-Galerie den Sinti- und Roma-Künstler_innen einen Raum bieten, in dem sie sich selber präsentieren können: „Ich will nicht meine Künstler durch irgendwelche inhaltlichen Vorschriften zu sehr beeinflussen, sondern es soll ein Raum da sein, der ihnen zur Verfügung steht, um sich selber darzustellen.“¹⁷ Er geht in seiner Überlegung noch weiter, indem er sagt: „Es ist nicht Aufgabe oder Pflicht der Minderheit, sich darum zu kümmern, in der Mehrheit verstanden zu werden, sondern eigentlich hat die Mehrheitsgesellschaft die Mittel in der Hand, sich zu informieren und auf Menschen zuzugehen und ihnen Raum in der Kommunikation und in den Medien zu geben.“¹⁸

16 Pressemitteilung Nihad Nino Pušija. *Roma é Roma* – Roma in Rom, kaidikhas.de/de/exhibitions/roma_E_roma_1/text (21.04.2013)

17 Interview mit Moritz Pankok, geführt am 29.03.2013.

18 ebd.

15 ebd.

Wenn es um Kunst, bzw. Kultur der Sinti und Roma geht, wird oft über die Neigung zu Folklore bzw. Kitsch und über die Homogenisierung der vielfältigen Minderheit gesprochen.



André J. Raatzsch weist darauf hin, dass es bei allen Nationen eine Folklore gibt: „Diese Folklore wird durch Institutionen wie Museen, Galerien, Kultureinrichtungen, Bildungseinrichtungen geprägt, weitergeführt, neu formuliert, neu kommuniziert. Im Fall von Roma passiert diese ganze Bewegung, dieser ganze Wechsel erst seit den 70er-Jahren. [...] Und wir müssen das auch ganz genau sehen, dass diese Bewegung sehr langsam ist. Warum? Weil die Roma selbst als Minderheit nur sehr wenige Instrumente, Institutionen haben, die das ganz genau bestimmen, langfristig pflegen und kommunizieren können. Und ich denke, in der Zukunft wird sich auch in der Roma-Kultur Folklore, zeitgenössische Kunst und regionale bzw. lokale Kunst einfach trennen.“¹⁹



Ausstellung *The Roma Image Studio*
Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de

Folklore ist also ein legitimer Bestandteil der „Sinti- und Roma-Kultur“, allerdings darf sie nicht darauf reduziert werden. Im Gegensatz dazu gilt es, gegen die Exotisierung und Homogenisierung der „Sinti- und Roma-Kunst“ anzukämpfen.

Moritz Pankok sieht in der Kunst und in den Mitteln, die der Kunst zur Verfügung stehen, eine Möglichkeit, Stereotype aufzugreifen und abzubauen, beispielsweise durch Humor:

„Es ist auch so, dass die Kunst oft eben auch einen humoristischen Ansatz ermöglicht, was – wenn man sich mit einem Thema wie Rassis-

¹⁹ Jenseits von Folklore-Kitsch, dradio.de/dkultur/sendungen/thema/2063875 (22.04.2013)

mus wissenschaftlich oder medientheoretisch auseinandersetzt – sehr schwierig wäre. [...] Es wäre eigentlich sehr befreiend. Und das ist eben auch die Freiheit, die ein Künstler hat – also z. B. in Damien Le Bas' Arbeiten sind sehr viele sehr schlimme Stereotype. [...] Aber beim Thema ‚sich mit Klischees auseinandersetzen‘ muss man sehen, mit welchen Intentionen das gemacht wird. Z. B. bei Damien Le Bas kommen immer wieder Klischees vor, die werden auf jeden Fall genutzt als Mittel der Kommunikation – aber immer mit dem Ziel, sie überhaupt sichtbar zu machen, zu entlarven und zu brechen. Und das aber eben mit Humor.“²⁰

Immer wieder wird die Frage gestellt, ob die Bezeichnung „Roma-Kunst“, bzw. „Roma-Künstler_in“ nicht auch als „Türöffner“, als Art „Eintrittskarte in die Welt der Kunst“ wirken bzw. missbraucht werden kann.

Auf die Frage des Redakteurs von Deutschlandradio Kultur, ob „Sinti- und Roma-Kunst“ denn „auch ein Etikett [sei], das einen schützen, mit dem man eventuell sogar werben kann – sieht her, hier kommt die Kunst einer diskriminierten Minderheit, aber da dürft ihr definitiv nicht dagegen sein“, antwortete André J. Raatzsch folgendermaßen: „[...] Ehrlich gesagt, einerseits, man wäre dumm, wenn man das nicht nutzen würde, andererseits, wie man das nutzt, das ist wichtig: was man damit erreicht, was man damit kaputt macht. Wie kann man das so gestalten, dass die Emanzipationsprozesse, dass die Protagonisten, die als Roma hier teilnehmen und teilnehmen möchten, später das erreichen können, was zum Beispiel in den USA bei der Black Culture passiert ist, dass

die anerkannt sind heute, in der internationalen Kunstwelt etabliert sind.“²¹

Moritz Pankok meint dazu: „Die Leute werden hier nicht ausgestellt, bloß weil sie Roma sind und die Pinsel in die Hand nehmen. Ihre Kunst muss mich überzeugen und das hat sehr viel mit der künstlerischen oder ästhetischen Qualität zu tun.“²²

Ähnlich wie für Pankok ist auch für Ivor Stodolsky die Qualität der künstlerischen Produktion am wichtigsten. Darüber hinaus achtet er darauf, dass die von ihm ausgewählten Werke auch in das aktuelle künstlerische Konzept passen: „Ja, es ist ein Ticket. Aber, ich meine – es sind so viele Tickets hier! Du kannst auch nicht sagen: Ich bin die neuen Beatles – dann hast du kein Ticket! [lacht] Du musst doch auch irgendwie etwas machen, was noch nicht gemacht wurde.“²³

20 Interview mit Moritz Pankok, geführt am 29.03.2013.

21 Jenseits von Folklore-Kitsch, dradio.de/dkultur/sendungen/thema/2063875 (24.04.2013)

22 Interview mit Moritz Pankok, geführt am 29.03.2013.

23 Interview mit Ivor Stodolsky, geführt am 20.04.2013.

Romanosmose ^{satellites}

Notizen aus dem Projekt-Blog

Je egalitärer eine Gesellschaft ist, umso größer ist der Teil, der auf die Emanzipation der Gruppe gerichtete aktivistische Handlungen setzt. Emanzipation kann aber unterschiedlich gedeutet werden. Der einzige gemeinsame Anker aller Emanzipationsinhalte ist, dass die Gruppe, die sich emanzipieren will, nicht mehr so dastehen will, wie das „bis jetzt“ der Fall war. Es gibt jedoch verschiedene Emanzipationsbestrebungen. Die Emanzipationsbestrebung von denjenigen, die Diskriminierungen verinnerlicht haben, können als deckungsgleich mit den Bestrebungen der vorherrschenden Normalität betrachtet werden. Die Differenzbestrebungen begrenzen sich dabei auf die Betonung des Eigenen (z.B. der eigenen Musik, Folklore, Tradition, usw.). Es handelt sich um eine Bestrebung nach Gleichheit durch Angleichung.

Die Emanzipation der AktivistInnen dagegen ist eine, die nach Emanzipation von den diskriminierenden Zuschreibungen trachtet und weist zumeist konfrontative Züge auf. Es geht dabei um eine Bejahung der AkteurInnenposition und um eine aktive Mitbeteiligung.

Die große Wissenslücke: Die Roma

Warum klappt es immer noch nicht, die Roma-Kultur besser kennen zu lernen?

André J. Raatzsch

Die bisherigen Praxisbeispiele von sogenannten Roma-Kunstaussstellungen zeigen, dass Vermittlungsprogramme bzw. gleichgestellte Textinformationen die ausgestellten Kunstwerke, Videoarbeiten oder Fotografien nur sehr selten mitbestimmt oder erweitert haben, obwohl die Rolle dieser „Zusatzinformationen“ gerade bei der Veränderung der konservierenden „zigeunertypischen“¹ Betrachtungsweisen eine der wichtigsten Aufgaben gewesen wäre.

Bis heute sind „Roma-Folklore“ und „zeitgenössische Roma-Kunst“ ein blinder Fleck der europäischen Kunstgeschichte. Bisher hat keine Eingliederung der Roma-Kunst in die europäische Kunstgeschichte stattgefunden.

1 Busch, Ines: Das Spektakel vom „Zigeuner“. Visuelle Repräsentation und Antiziganismus. In: Markus End, Kathrin Herold, Yvonne Robel (Hg): Antiziganistische Zustände: Zur Kritik eines allgegenwärtigen Ressentiments, Unrast Verlag 2009.

Die von den Bildungseinrichtungen genutzten Bücher beinhalten nichts über Roma-Künstler_innen. Es gibt natürlich unzählige Bücher, die die Künstler_innen präsentieren, aber sie werden (mit einigen Ausnahmen, wie ein späteres Beispiel zeigt) von der hegemonialen Kunstszene nicht anerkannt. Natürlich können sich Roma-Kulturschaffende in Ausstellungen präsentieren, dies bedeutet allerdings nicht zwangsläufig, dass sie auch von den Kunstkritiker_innen, Kurator_innen, Museen und Galerien bzw. sonstigen Kultur- und Kunsteinrichtungen als zeitgenössische Künstler_innen wahrgenommen oder legitimiert werden. Mir ist nur ein konkretes Beispiel bekannt, wo dieser Legitimierungsprozess zumindest in Teilen stattgefunden hat. Omara (Mara Oláh) wurde 2010 in der Budapester „Liget Galéria“ ausgestellt, was ein eindeutiges emanzipatorisches Statement und eine bewusste Entscheidung des Kunsthistorikers Laszló Beke und des Künstlers Sugár János – beides Repräsentanten der zeitgenössischen ungarischen Kunstszene – war. Nachfolgend einige Argumente ihrer Begründung von der Webseite der Galerie:

„Omara (Mara Oláh) wird weiterhin als ‘Amateur-Roma-Künstlerin’, bezeichnet, obwohl sie durch die Radikalität ihrer Malerei und durch die Strenge ihrer Narrativität als eine der bedeutendsten Schöpferinnen zeitgenössischer ungarischer Malerei anerkannt werden könnte. Allerdings würde das provozieren, dass die zeitgenössische Szene über sich selbst differenziert nachdenken müsste. Die Bilder von Mara Oláh zeigen jahrelang erduldetes Leid und die durch Armut und ein Minderheitsleben bedingten alltäglichen Diskriminierungen. Keine Fiktionen – ihre Malerei bildet ihre machtlose Wut ab sowie die demütigenden Situationen, die sie selbst erlebt hat. In ihrer Ohn-

macht fing sie an zu malen und lässt sich dabei nicht unbedingt von der Idee eines imaginären Bildes führen, sondern vielmehr von der magischen Strenge der Darstellung. Dass der Inhalt bzw. die Narrativität im Mittelpunkt steht, ist bei ihr deshalb daseinsbedingend, weil sie hier eine Selbstbefreiung durch Aussagen bedeutet.“²

Eine Roma-Kunstszene oder kulturelle Hybridität – oder beides?

Wir müssen – trotz der oben erwähnten positiven Erkenntnisse – die Frage stellen, was gerade in dieser Zeit aus dem sich im Bildungsprozess befindlichen Kunstbedürfnis der Roma resultiert? Was wird passieren, wenn sich Jahrzehnte später eine „Roma-Kunstszene“ etabliert: Könnte sie die emanzipierte Roma-Künstlerin „zurückfordern“? Oder sollte der gesamte Prozess in Richtung kulturelle Hybridität steuern, in der Omara zukünftig als die erste emanzipierte ungarische Roma-Künstlerin betrachtet wird?

Ein Ausschnitt aus dem Dokumentarfilm „Kései Születés“³ von 1972, in dem unter anderen Ágnes Daróczy und Bari Károly zu sehen sind und ein Videofilm von András Kállai (ohne Titel, 2012), in dem er als Zeichen seiner Zugehörigkeit Budapester Gebäude und öffentliche Skulpturen (Heldenplatz, Denkmal der Ungarischen Revolution 1956, Ungarisches Parlament, Kettenbrücke, Ungarische Nationalgalerie) mit seinem Blut markiert, zeigen

2 www.ligetgaleria.c3.hu/376.html, aktualisiert: 12. April 2013.

3 Kőszegi, Edit, Szuhay, Péter, Kései Születés (film részlet) / Die Späte Geburt (Filmausschnitt), Ungarischer Dokumentarfilm, 67 Min, 2002 / sz.nes, magyar dokumentumfilm, 67 perc, 2002 direktor / rendező: Edit Kőszegi, Péter Szuhay.

den Wunsch, Teil der ungarischen Gesellschaft zu sein. Die Werke vermitteln der Gesellschaft eine Botschaft, die eigentlich selbstverständlich sein sollte: Ich gehöre hierher, ich möchte hierhin gehören. Zwei Generationen von ungarischen Roma-Künstler_innen machen auf eine Zeitspanne von 40 Jahren aufmerksam, die ohne die Entstehung der von ihnen geforderten Roma-Kunst und Kultur-Institution vergangen sind. Die Frage, was passiert wäre, wenn die erste Generation ungarischer Roma-Künstler_innen, zu der auch Daróczy zählt, die nötige autonome institutionelle Basis zur Etablierung der Roma-Kunst und -Kulturszene erreicht hätte, bleibt unbeantwortet. Ist es vorstellbar, dass András Kallai und seine Künstler-Kolleg_innen einfach in eine etablierte Roma-Kunstszene hineinwachsen?

Hier möchte ich eine wegweisende Aussage von Anna Szász erwähnen: „(...) durch die Re-Positionierung der Roma-Kultur wäre das Umordnen der Machtverhältnisse von Kulturen möglich.“⁴ Solange sich diese Forderung von Szász nicht einlöst, müssen die Rezipient_innen, Künstler_innen und Kurator_innen den „kritischen Blick“ immer wieder aufs Neue anwenden, um die eigenen Vorstellungen hinterfragen zu können und um sich nicht in der Position als Betrachter_innen des „Zigeunertypischen“ festzusetzen.

Der Gebrauchswert von kulturellen Bildungsprojekten in Schulen in Bezug auf die Vermittlung der Roma-Kultur

„Angesichts der Tatsache, dass ich als Roma-Maler wahrgenommen werde, sollte ebenso anerkannt werden, dass es auch ‚Roma-Maurer‘ gibt.“⁵

Mit diesem Zitat, in dem Péli durch das Paradoxon in seiner auf ihn selbst angewandten Aussage eine tiefere Wahrheit veranschaulicht, möchte ich die Leser_innen in die aktuellen Diskurse um die Problematik der zeitgenössischen visuellen Repräsentation der Roma einbinden. Ich hoffe, dass „Roma-Künstler_innen“ und -Kunstwerke dadurch in einem möglichst diversifizierenden Kontext wahrgenommen werden können.

An dieser Stelle möchte ich auch die „zufälligen“ Erkenntnisse meiner künstlerischen Workshops und der Ausstellung Die stummgeschalteten Bilder erwähnen, die ich 2011 in der Nürtingen Grundschule in Berlin durchgeführt habe: Es gibt Bilder, die seit mehr als 40 Jahren stumm sind. Diese Bilder sind sehr wichtige Zeitdokumente und Anknüpfungspunkte der Ungarn-Roma. Sie dokumentieren wichtige Ereignisse. Wenn aber das Bild stummgeschaltet ist, dann können die kommenden Generationen die Aussage und die Botschaft der Bilder nicht mehr hören und verstehen. Das wollte ich im interdisziplinären Kunstprojekt und der Ausstellung verändern.

Das Projekt nimmt auch Bezug auf die Problematik der zeitgenössischen visuellen Bilddarstellung der Roma in der medialen Bildproduktion und

4 Szász, Anna, Die Rolle der zeitgenössischen visuellen Roma-Kultur unter Betrachtung der ethnischen Spannungsverhältnisse in Ungarn. Original-Titel: A roma kortárs vizuális kultúra szerepe az etnikai feszültségek feloldására. Amaro Drom. S. 30-32, 2009.

5 Péli, Tamás. In: „Stations“ – ein Portraitfilm über den ungarischen Maler Tamás Péli von Vanda Zsoldos, 1988.

deren Auswirkungen auf den Alltagsrassismus (sogar in deutschen Schulen). Im Zentrum des Vorhabens standen fünf Fotografien als Reflexions-Objekte. Die Abbildungen hat Ágnes Daróczy⁶ zur Verfügung gestellt. Sie hat 1972 in der Ungarischen TV-Talente-Show teilgenommen und erhielt als erste Ungarn-Roma einen Sonderpreis der Fach-Jury im Bereich Literatur. Die Bilder dokumentieren dieses nur sehr Wenigen bekannte Ereignis.

Das Projekt erfüllte den Zweck eines kulturellen Bildungsangebots im Sinne von „mehr über die Roma-Kunst und -Kultur erfahren“. Aber ohne institutionelle Weiterführung bleibt es nur ein abgeschlossenes Projekt. So bleibt die Wissens-Lücke in der Schule offen und die Schülerinnen, die nicht

⁶ Die 56-Jährige gehört zu einer kleinen Gruppe von Roma, die es bis in die Elite des Landes Ungarn geschafft hat. Seit ihrer Jugend engagiert sie sich für die Gleichberechtigung der Roma.

am Projekt teilgenommen haben, und diejenigen, die in den kommenden Jahren die Schule besuchen werden, bleiben ohne die Erkenntnisse, wer überhaupt „die Roma“ sind.

Sie mögen fragen, ob man eine Kultur durch Fotografien, durch kuratierte Kunstausstellungen oder kulturelle Bildungsangebote an Schulen kennen lernen kann und wie speziell dieser Kennenlernprozess im Fall der Kultur der Roma ist?

Gegenfrage: Stellt das deutsche bzw. europäische Bildungssystem eigentlich ausreichende Unterrichtsmaterialien über die Kultur und Geschichte der Sinti und Roma bereit, um den gegenwärtigen Antiziganismus bzw. Rassismus erfolgreich bekämpfen zu können? Verfügen „die Roma“ über ausreichend Instrumente und institutionelle Unterstützung, um ihre eigenen Vorstellungen über sich selbst kraftvoll in Europa vertreten zu können?



Ágnes Daróczy,
Foto: Lajos Nádorfi

Romanosmose satellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Kultur kann ein Instrument zur Durchsetzung der wahrnehmbaren Präsenz in der Öffentlichkeit sein, ein Instrument zur Vorantreibung der Teilhabe. In diesem Sinne ist es wichtig, das bestehende kulturelle Kapital einer Gemeinschaft sichtbar zu machen und zu seiner Vermehrung beizutragen: Filme, Kunstproduktion, Musik, ... alles kann darin Platz haben. Der entscheidende Moment ist, entgegen dem Exotismus, also eben nicht zusätzliche Bereicherung des Bestehenden (denn das Bestehende gründet auf die Ausschließung) oder Minderheitenprogramme (denn die politischen Korrekturen sind von kurzer Dauer und den gerade vorherrschenden gesellschaftlichen und ideologischen Konjunkturen unterworfen), sondern immer die Position des Mittendrin, die Teilhabe als Leitidee zu vertreten.

2

Bei der Konstruktion einer Identität spielen nach wie vor kulturelle Repräsentationen, die über Jahrhunderte von den Interessen der Mehrheitsgesellschaften geprägt waren, eine entscheidende Rolle.

Ob unter dem Label „Roma-Künstler_in“ oder nicht, ob an Orten kommerzieller oder selbstorganisierter Kunstszene: Es gibt eine Reihe von Strategien und Praxen, sich im Feld der Kunst und Kultur zu positionieren. Eine wachsende Anzahl von Künstler_innen und Kulturschaffenden, die Roma/Romnja sind, dekonstruiert mit ihren Arbeiten stereotype Fremdzuschreibungen.

Mapping Vienna. Barcelona. Berlin

Almir Ibrić

"More Gypsies had their houses burned, were expelled from their villages, and were killed in racist attacks between 1989 and 1996 than in all the time that has passed since world war II."
(Michael Stewart, The Time of the Gypsies)

Das Projekt *Mapping Vienna. Barcelona. Berlin*, das im Rahmen von *Romanistan. Crossing Spaces in Europe* durchgeführt wurde, orientierte sich an den Lebensweisen und Netzwerken der Roma Minderheit in Wien, Barcelona und Berlin. Im Zuge des Projekts sollten die bestehenden Organisationssysteme und die mediale Präsentation der Roma dargestellt werden. Es wurde versucht, möglichst viele aktive Vereine und Organisationen sowie einzelne Keyplayer der Szene in das Projekt aufzunehmen. Durch Videointerviews und Wiedergabe der künstlerischen Tätigkeit sollte ein Alltagsbild der Roma Community sichtbar gemacht werden. Auch die Veränderungen in der Struktur der Roma Community sowie ihr Bezug

auf bzw. die Beeinflussung ihrer Umgebung sollten erkennbar werden. Stereotype Bilder sollten durch Selbstdarstellung widerlegt werden: Roma sind schon längst ein Teil dieser Gesellschaft und gestalten diese tatkräftig mit.

Bei diesem (und ähnlich gearteten) Projekt(en) stellt sich immer die Frage der Zielsetzung, die Frage der Wirkung und vor allem die Frage der Selbstkritik. Was können ein paar Interviews an der Lage einer Community in einer Gesellschaft verändern? Kann ein einzelner Mensch etwas von sich aus für die Allgemeinheit tun? Die Antworten auf diese Fragen kann man auch anhand des Projekts *Mapping* ... darstellen.

Dass das Ganze kein sinnloses Unterfangen ist, zeigen die *kleineren Bewegungen im System*. Alleine die Tatsache, dass man Roma in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt und sie für und über sich selbst sprechen lässt, ist eine „Bewegung des Systems“. Gerade Aktivitäten von Menschen im Sinne von *etwas bewegen, etwas selbst tun* sind Grund genug, diese zu unterstützen. Theorie wird zur Praxis. Nicht nur die psychologische Komponente im Hinblick auf die Aufwertung der eigenen Persönlichkeit durch die Positionierung im System der Darstellung ist wichtig, sondern auch die Präsentation der aktiven Mitwirkung an der Gestaltung der Gesellschaft und das Aufzeigen der vielfältigen Vorurteile, die es zu bekämpfen gilt. Dass eine bestimmte Community, wie in unserem Beispiel die Roma Community, diese Bemühungen unternehmen muss, ist ein zu hinterfragender Zustand in einer *modernen* Gesellschaft. Ist eine Welt, die sich selbst oft als *technologisch hoch entwickelt* gegenüber den sogenannten *Unentwickelten* beschreibt, anders als *nur-auf-sich-selbst-bezogen* zu bezeichnen?

Angeblich gilt: Gleiches Recht für alle Menschen! Die Praxis zeigt aber, dass dieser Ansatz nicht immer funktioniert, oder zumindest als solcher von Betroffenen nicht immer so wahrgenommen wird. Diese Zivilisation schafft eine Klassengesellschaft, ohne dass Klassen aus religiösen oder staatstheoretischen Gründen vorgesehen sind. Wie kommt es dazu? Und welche praktischen Auswirkungen hat das? Tatsache ist, dass insbesondere Minderheiten damit zu kämpfen haben. Alleine die Begriffspositionierung hat etwas Negatives an sich: Minderheit. Auch stellt sich die Frage: Warum muss sich eine Minderheit überhaupt um eine Selbstpositionierung bzw. Selbstbehauptung in einer *Mehrheitsgesellschaft* bemühen? Würde es angesichts der hohen gesellschaftlichen Entwicklung nicht reichen, auf die Menschenrechte hinzuweisen? Sollten die Menschenrechte überhaupt zu diskutieren sein? Nur weil es um Angehörige einer Minderheit geht? Nur weil es Roma sind? Doch genau so ist es. Auch das passiert mitten in unserer Welt des 21. Jahrhunderts. Auch das passiert in der digitalen Welt des iPhone-Zeitalters.

Die Theorie ist eben von der Praxis zu unterscheiden: Auch wenn die Volksversammlung der Vereinten Nationen in ihrer Resolution 217A (III) feststellt, dass „*Alle Menschen frei und gleich an Würde und Rechten geboren*“ sind, ist es notwendig, sich um die Umsetzung dieses Anspruchs zu bemühen.

Nun, das Projekt *Mapping* ... ist u. a. eine Möglichkeit der Selbstpositionierung in diesem System, die sonst nicht häufig zum Tragen kommt. Die aufgezeichneten Ergebnisse, Erfahrungen und Erzählungen sollten als Basis dienen für die Sensibilisierung der Gesellschaft sowie die Selbstpositionierung und Selbsterkenntnis der Roma.



Screenshots aus
Mapping Vienna.Barcelona.Berlin

Mapping . . . soll keinesfalls ein weiteres Projekt mit verpulverten Ressourcen sein, mit Ergebnissen, die sich ab und zu irgendjemand irgendwo anschaut. Das Thema muss kontinuierlich weiter bearbeitet und aktualisiert werden. Zu empfehlen wäre eine Einbindung weiterer Kräfte. Vor allem Jugendliche sollten sich mit der Frage der Selbsterkenntnis befassen.

Eine wichtige Botschaft sollte sein: Selbsterkenntnis hängt nicht von einem Projekt ab! Alle jene, die glauben, etwas in dieser Richtung unternehmen zu müssen, sollen das auch tun. Im Idealfall mit, im Notfall auch ohne Finanzierung. Wir können nicht darauf warten, dass die Gesellschaft zuerst etwas unternimmt – die Gesellschaft sind (auch) wir. Eine Weiterentwicklung der bestehenden Initiativen erscheint somit keinesfalls sinnvoll – im Gegenteil. Auch eine Verschriftlichung der Ergebnisse könnte Nutzen bringen. Ein Buch? Eine Dokumentation? Eine Kontinuität!

Selbsterkenntnis führt auch über Selbstkritik. Eine Kultur der Selbstkritik ist einer der Wege zum Erfolg. Auch in diesem Sinne soll das durchgeführte Projekt betrachtet werden. Wo wurden Fehler gemacht? Was hätte man besser machen sollen? Was haben wir daraus gelernt?

Es bleibt zu hoffen, dass diese Initiative eine Weiterentwicklung erfährt und zusätzlich zur Selbsterkenntnis auch eine allgemeine Wahrnehmung der tatsächlichen Situation der Roma auslösen wird.

romakult.org/wp/mapping-in-vienna

Ort des Sehens

André J. Raatzsch

Einführung

Ich werde hier nicht über die sogenannten Roma-Künstler_innen und ihre Werke, auch nicht über die sogenannte Roma-Kunst oder ihre Rezeption in der europäischen Kunstszene etc. schreiben, wie man es von einem Text an dieser Stelle erwarten könnte.

Vielmehr interessiert mich, wie eine Kunst-Institution, in diesem Fall eine junge Galerie wie Kai Dikhas in Berlin, ihre Position in den nächsten Jahren festigen kann und möchte. Mit welcher Wahrnehmung möchte sich dieser Ort des Sehens¹ im Rahmen des lokalen, nationalen und internationalen Kunstgeschehens etablieren?

1 Die Übersetzung des Galerienamens Kai Dikhas aus dem Romanes bedeutet „Ort des Sehens“.

1. Isolierte Orte. Klassische Galerien und andere Galerietypen



Ceija Stojka: Ohne Titel, 2011
29,5 x 42 cm, Gouache auf Papier
Courtesy Galerie Kai Dikhas



Imrich Tomáš: Drom, 1997
75 x 55 cm, Hanf auf Holzplatte
Courtesy Galerie Kai Dikhas

Gehen wir der Orientierung halber kurz der Frage nach, welche Galerietypen neben den klassischen Galerien existieren. Als Grundlage hierfür kann die Dokumentation des Projekts *GalerieEinsichten* von Anna Flach (2011) dienen², in der die „Rolle von Reputation und Expertenmeinungen in der Galerielandschaft Innerschweiz“ im Jahr 2011 untersucht wird. Es scheint selbstverständlich zu sein, was in einer Galerie so geschieht: Kunstwerke werden dort verkauft, Künstlerinnen und Künstler werden präsentiert, Kataloge werden publiziert. Die Galerie ist ein Ort für Kunstfreund_innen und neugierige Passant_innen.

Aber hinter den Kulissen steckt noch mehr: der Kunstmarkt und die dazugehörigen Wirtschaftsmechanismen, außerdem Zielsetzung und künstlerische Ausrichtung der Galerie. So entstehen auch die unterschiedlichen Galerietypen. Anhand der Analyse „Galerielandschaft Innerschweiz“, bei der alle namhaften Galerien der sechs zentral-schweizerischen Kantone erfasst und kategorisiert wurden, konnten vier Galerietypen ausgemacht werden: Die erstgenannte ist die bereits beschriebene klassische Galerie. Die nächsten zwei Galerietypen sind die *Off-Space-Galerie* und die *Produzentengalerie*, beide mit kommerziellem Fokus. Die vierte Kategorie umfasst die *Mischform Galerien*: „[. . .] [S]ie zählen daher nicht mehr zu den eigentlichen Galerien dazu. Beispiele sind Verlage mit Ausstellungsraum, nur Ausstellungenräume,

² Klassische Galerien „[. . .] sind durch ihre kommerzielle Ausrichtung, sowie durch einen Berufsgaleristen bzw. Angestellten gekennzeichnet. Die Ausrichtung von klassischen Galerien reicht von regional, über national, bis hin zu einem internationalen Niveau. Sie zählen daher zu den Kunsthändlern.“ (Flach 2011: 2)

Kunst- und Kulturhäuser, Museen, Sammlungen, Auktionshäuser oder Messen.“ (Flach 2011: 2f)

Der Flughafen: der Passagier im Transit

Der Flughafen ist ein Ort fürs Ankommen und Weiterreisen. Der Passagier weiß genau, wo er hingelangen möchte. In gewisser Hinsicht ist es ein isolierter Ort, denn es geschieht nur sehr selten, dass sich ein Passagier dort verirrt. Aber gerade die negative Erfahrung, sich zu verirren, löst einen Prozess der Selbsterkenntnis aus, der notwendig ist, um Dinge anders zu betrachten als gewohnt. Und wenn der Passagier im Transit sitzt und auf die Maschine wartet, kommt die „besondere Zeit“ zum Nachdenken. Worüber? Ob man sich nicht zufällig verirrt hat!

2. Öffentliche Haltestelle.

Galeriebesucher_innen der Zukunft

Am Schluss ihrer Aufzählung von Galerietypen führt Flach die „Mischform-Galerie“ (ebd.: 3) auf. In diese Kategorie gehört auch Kai Dikhas. Die Autorin berichtet über eine Verlags-Galerie in der Zentralschweiz: „Ausstellungen finden im Zusammenhang mit Publikationen statt und stellen eine Qualitätssicherung, sowie einen Mehrwert dar. [...] Ihr Überleben im Kunstmarkt wird durch die Qualität ihrer Arbeit gekennzeichnet. [...] Allerdings kann sie von den Verkäufen alleine nicht überleben. Sie ist zudem auf die Unterstützung von öffentlichen und privaten Geldern angewiesen.“ (ebd.) Aber neben den wirtschaftlichen Aspekten gibt es auch Alternativen, die die Öffentlichkeit einbeziehen und eine unverzichtbare Rolle des Vermittlers zwischen Galerie und Publikum sowie den Bildungs- und Kultureinrichtungen einnehmen. Die Rede ist vom *Gallery Education Program*, einer „in Deutschland kaum praktizier-

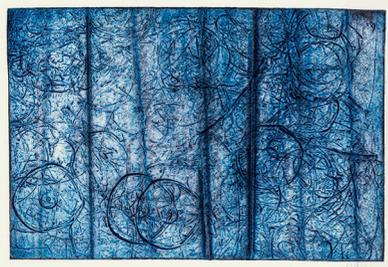
ten, an Ausstellungsorte für zeitgenössische Kunst angebundenen Form theoretischer und praktischer Kunstvermittlung“ (Mörsch 2012b).

Die Untersuchungen von Carmen Mörsch führen konkrete Beispiele vor Augen, wie die „traditionsreiche Arbeit der Whitechapel Gallery London“ (ebd.), Projekte der Chisenhale Gallery und des institute of international visual arts (InivA) in London etc. Dabei geht sie darauf ein, dass „die besprochenen Orte eine breit angelegte Vermittlungsarbeit als Erfüllung ihres öffentlichen Auftrags begreifen. Sie arbeiten intensiv untereinander vernetzt und mit lokalen Einrichtungen wie Schulen, Vereinen, Kultur-, Alten- und Jugendzentren zusammen, um möglichst viele Leute mit spezifischen Angeboten in die Auseinandersetzung über zeitgenössische Kunst miteinzubeziehen“ (Mörsch 2002). Mit einem vergleichbaren Ansatz ist es der Galerie Kai Dikhas möglich, ihre wichtigste Aufgabe zu erfüllen: die kulturelle und künstlerische Vermittlung der sogenannten Roma-Kunst und -Kultur in der Öffentlichkeit durch „dekonstruktive und transformative Kunstvermittlung“³. So würden Galeriebesucher_innen der Zukunft heranwachsen, die vor dem Hintergrund ihres eigenen Habitus die Ausstellungen der Galerie wahrnehmen würden.

3 „Kunstvermittlung hat die Aufgabe, die Funktionen des Museums/der Ausstellungsinstitution zu erweitern und die Institution als Akteur gesellschaftlicher Mitgestaltung (auch politisch) zu positionieren. Kunst und das Museum werden als lernende, in Veränderung befindliche Organisationen begriffen, bei denen es weniger darum geht, Gruppen an sie ‚heranzuführen‘, als dass sie selbst an die sie umgebende Welt – z. B. an ihr lokales Umfeld – herangeführt werden müssen und sich fragen müssen, inwieweit die Mitgestaltung unterschiedlichster Öffentlichkeiten langfristig für ihren Erhalt notwendig ist.“ (Mörsch 2012b)

Der Passagier im Café

Musik, Stadtgeräusche und viele Menschen überall. Das Café bietet jede Menge Aufregung und Genuss. Der Passagier liest die Lokalzeitung, um mehr zu erfahren von dem unbekanntem Land, trotzdem lauscht er den anderen – was sprechen sie, worüber geht die Diskussion nebenbei? Es ist ein komisches Gefühl, wenn man die Sprache nicht gut versteht, beängstigend, dass man etwas missverstehen kann. In dieser Situation braucht man Hilfe und Unterstützung von jemandem, um die Dinge genau zu verstehen.



Alfred Ullrich: Ex und Hopp
Monotypie von geprägtem und gefaltem Blei,
2006, Courtesy Galerie Kai Dikhas

Galerie Kai Dikhas Berlin und das Studio Museum in Harlem

In diesem Zusammenhang drängt sich ein Blick auf das Studio Museum in Harlem auf, sozusagen der große Bruder und mit Sicherheit ein Vorbild für die Galerie Kai Dikhas. Das Museum bezieht seine Existenzberechtigung aus der bereits 24-jährigen Geschichte ihres Bestehens. Betrachten wir die Philosophien der beiden Institutionen im Vergleich:

„Das Studio Museum in Harlem ist ein lokaler, nationaler und internationaler Knotenpunkt für Künstler mit afrikanischen Wurzeln, wie auch für Kunst, die Inspiration und Einflüsse aus der schwarzen Kultur bezieht. Es ist ein Ort für den dynamischen Austausch von Ideen über Kunst und Gesellschaft.“⁴



Ausstellungsansicht:
Diary of a Mad Artist, Kiba Lumberg
Galerie Kai Dikhas 2012
Courtesy Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de

⁴ „The Studio Museum in Harlem is the nexus for artists of African descent locally, nationally and internationally and for work that has been inspired and influenced by black culture. It is a site for the dynamic exchange of ideas about art and society.“ studiomuseum.org/about (9.2.2012)

„Die Galerie Kai Dikhas zeigt ständig wechselnde Ausstellungen von Roma- und Sinti-Künstler_innen aus der ganzen Welt. Sie ist ein ‚Ort des Sehens‘ [...]. Sie begründet einen neuen Freiraum, der es Roma-Künstler_innen ermöglicht, ihre Talente und Fähigkeiten zu entfalten und darzustellen. Die Galerie Kai Dikhas trägt zu einer inneren und äußeren Emanzipation der Roma-Kultur bei.“⁵ Der Begriff *descent* wird vom Studio Museum in einer durch den Anthropologen Wolfgang Kraus (1997) wie folgt gefassten Bedeutung verwendet: „Abstammung od. Deszendenz: engl. *descent*, frz. *filiation* (*descendance* eher selten). In seiner allgemeinsten ethnologisch relevanten Bedeutung bezeichnet Deszendenz – das hier mit dem englischen *descent* gleichgesetzt wird – den kulturell anerkannten genealogischen Zusammenhang zwischen einer Person und irgendeinem ihrer Vorfahren, gleich welchen Geschlechts.“

Im Kontext der Galerie Kai Dikhas wird das Wort Roma entsprechend der populärwissenschaftlichen Definition wie auch im Sinne der Selbstbezeichnung verstanden. „Mit der Wahl des Terminus ‚Rom‘ als offizielle Selbstbezeichnung sollten alte Vorurteile überwunden und ein neues Selbstbewusstsein errungen werden.“⁶ Ich würde Kulturanthropolog_innen und Ethnolog_innen gerne die Frage stellen, welche Aspekte in unserem konkreten Kontext durch das Wort *descent* oder „Deszendenz“ eröffnet werden können. Welche zusätzliche Bedeutung erhalten Wörter wie „Herkunft“ oder „Hintergrund“ hier? Auch eine Überlegung mit einer Kombination der Begriffe

wäre spannend: „Künstler_innen mit Roma- und Sinti-Deszendenz“, eine „Sinnbildung“, die sogar die indischen Anfänge integrieren könnte. Diese Überlegung sei als Anregung in den Raum gestellt. Als ich über das Studio Museum in Harlem forschte, hat mich ein weiterer Begriff fasziniert: „katalytisch“. Vor allem wegen seiner *katalytischen* Rolle in der Förderung der Werke von Künstler_innen mit afrikanischer Deszendenz wurde das Museum anerkannt. Was bedeutet dies in der Praxis? In erster Linie bezieht es sich auf die Aktivitäten des Museums wie zum Beispiel Artist-in-Residence-Programme sowie eine breite Palette von Projekten für die Öffentlichkeit und in der kulturellen Bildung – Aktivitäten, die langfristig auch die Galerie Kai Dikhas entfalten mag. Überdies umfasst der Begriff diejenige Philosophie, die von der Berliner Galerie bereits formuliert wurde, nämlich ihr Bestreben, „zu einer inneren und äußeren Emanzipation der Roma-Kultur“⁷ beizutragen. Institutionen wie die Galerie Kai Dikhas und das Studio Museum in Harlem brauchen die Kunst und unsere Gesellschaft als „Katalysatoren“.

Der Passagier in der Galerie

Der Passagier steht in der Galerie vor einer Fotografie, wo ein „junger Roma“ zu sehen ist, der sich in der Großstadt verirrt hat. Das Foto würde ihm nichts mehr als „routinemäßiges Mitleid“ bedeuten, wenn er vorher im Café nicht das gleiche Erlebnis gehabt hätte. Aber so kann der Passagier sich in der Galerie auf dem Foto wieder finden und es aus eigener Erfahrung betrachten.

Die Galerie ist ein Ort fürs Ankommen und Weiterreisen. Der Passagier weiß genau, wo er hingelangen

5 Vgl. kaidikhas.de (9.2.2012)

6 Erster Weltkongress der internationalen Bürgerrechtsbewegung der Roma in London 1971, vgl. romani.uni-graz.at/rombase/cgi-bin/art.cgi?src=data/hist/current/self-inter.de.xml (9.2.2012)

7 Siehe Galerie Kai Dikhas: kaidikhas.de (29.1.2012)



Lita Cabellut: Changing Perspectives III
50 x 90 cm, Videostill auf Alu-dibond, 2011
Courtesy Galerie Kai Dikhas



Delaine Le Bas: Gypsy Power 1/15
Edition Galerie Kai Dikhas 2012
50 x 40 cm, Radierung
Courtesy Galerie Kai Dikhas

möchte. In gewisser Hinsicht ist es ein isolierter Ort, denn es geschieht nur sehr selten, dass sich ein Passagier dort verirrt. Aber gerade die negative Erfahrung, sich zu verirren, löst einen Prozess der Selbsterkenntnis aus, der notwendig ist, um Dinge anders zu betrachten als gewohnt.

kaidikhas.de

Literatur

Flach, Anna (2011): Projekt GalerieEinsichten.

Kraus, Wolfgang (1997): „Zum Begriff der Deszendenz. Ein selektiver Überblick“. In: *Anthropos* 1997 (92), S. 139-163.

Mörsch, Carmen (2002): „Gallery Education in Großbritannien: Beispiele guter Praxis für die Kunstvermittlung in Deutschland“. In: Arbeitsgemeinschaft der deutschen Kunstvereine/NGBK Berlin (Hg.): *Kunstvermittlung zwischen Partizipatorischen Kunstprojekten und Interaktiven Kunstaktionen*, Tagungsband, Kassel 2002.

Mörsch, Carmen (2012a): „Kunstkooperationen“. Unter: kunstkooperationen.de/vermittlung.htm (3.1.2012).

Mörsch, Carmen (2012b): „Vier Funktionen der Vermittlungsarbeit in Museen und Ausstellungsinstitutionen“. PDF. Unter: iae.zhdk.ch/fileadmin/data/iae/documents/vier_funktionen_der_kunstvermittlung.pdf (5.1.2012).

Aktivismus organisieren

(Soziale) Medien als Sprachrohr der Romedia Foundation

Katalin Bársony

Die Romedia Foundation wurde 1992 gegründet und verfügt so über mehr als 20 Jahre Erfahrung als Roma-NGO. Die Vermittlung aktueller Informationen an EntscheidungsträgerInnen, frisch aufbereitet und aus einem anderen Blickwinkel heraus formuliert, spielt seit jeher eine wichtige Rolle – unsere Aktivitäten erstrecken sich hier von Film- und Videoproduktionen über internationale Multimedia-Kampagnen bis hin zu öffentlichen Veranstaltungen.

Wissenschaftliche Untersuchungen haben gezeigt, dass die Roma von allen europäischen Minderheiten am negativsten abgebildet werden. Für eine friedliche und demokratische Weiterentwicklung der Gesellschaften – auch im Angesicht der schwerwiegenden weltweiten ökonomischen Krise – ist jedoch eine angemessenere Darstellung der Roma, einer der größten und am meisten ignorierten Minderheiten in Europa, unerlässlich. Ziel der Arbeit der Romedia Foundation hat daher



Screenshots aus *Faces of Change*

auch eine Unterstützungsfunktion in Bezug auf Selbstdarstellung und Selbstermächtigung von Roma-AktivistInnen ebenso wie die endgültige Überwindung tief verwurzelter, jahrhundertealter Vorurteile und Missverständnisse.

Das Projekt Mundi Romani

Unter dem Motto *Die Welt durch die Augen der Roma* lancierten wir 2007 das Projekt *Mundi Romani*. Es umfasste die Produktion einer Reihe von Dokumentationen über Roma in Europa und der ganzen Welt; die Filme wurden monatlich auf dem öffentlich-rechtlichen Kultur- und Nachrichten-Sender Duna TV als Koproduktionen von Romedia Foundation und Duna TV ausgestrahlt. *Mundi Romani* wurde im Rahmen des Internationalen Jahres für die Annäherung der Kulturen der UNESCO ausgezeichnet. Die Dokumentationen behandelten eine große Bandbreite an Themen, der spezifische Zugang zu ernsthaften Menschenrechtsproblemen machte nicht zuletzt die europäische Filmszene auf die Reihe aufmerksam. Drei Beispiele illustrieren die Rolle von *Mundi Romani* für eine positive Darstellung der Roma:

Last Days of Sulukule: Eintausend Jahre lang waren die Roma aus dem Istanbuler Altstadtviertel Sulukule in aller Welt berühmt für ihre einzigartige Kultur, ihre Tänze und ihre Musik. Die UNESCO ernannte Sulukule in Anerkennung seiner geschichtlichen und kulturellen Bedeutung zum Weltkulturerbe, was allerdings die türkische Regierung nicht davon abhielt, das Viertel 2008 abreißen zu lassen. *Last Days of Sulukule* wurde in den letzten Wochen gedreht, bevor die Bagger das historische Viertel zerstörten. Die Dokumentation gewährt Einblicke in eine nun zerschlagene Gemeinschaft, zeigt die unver-

gleichliche Musik und die Menschen, aber auch die komplexen Mechanismen, die zur Zerstörung von Minderheitenkulturen durch die Interessen mächtiger StadtplanerInnen und die Kurzsichtigkeit der zuständigen BeamtenInnen führen. Der Film ist eine Chronik der nur allzu bekannten Geschichte der Auslöschung von Lebensweisen und von Kulturgut an den Grenzlinien zwischen Europa und Asien.

Faces of Change: In dieser Episode stehen die Lebensgeschichten von zehn außergewöhnlichen Roma-Frauen aus Europa im Zentrum. *Faces of Change* will gegen den Trend zur Darstellung der Roma-Frauen als Opfer ankämpfen, indem der Film die Frauen als verantwortungsvolle Akteurinnen porträtiert, die ihre eigenen Antworten auf jene Fragen finden, die durch die heutige Situation der Roma aufgeworfen werden. Die Dokumentation fordert herkömmliche Sichtweisen heraus, indem sie mit der Frage der sozialen Identität spielt und das Publikum zwingt, die künstlichen Dualitäten zu hinterfragen, auf denen unsere soziale Wahrnehmung beruht.

Trapped – the forgotten story of the Mitrovica Roma: Mitrovica war immer wieder Auslöser bewaffneter Auseinandersetzungen auf dem Balkan – eine Stadt im nördlichen Kosovo, durch die sich eine ethnische Grenze zieht, in deren Süden die Unabhängigkeit des Kosovo von Serbien gefeiert wird, während sie im Norden als illegal und als Irrweg gilt. Die Stadt war auch Schauplatz der schlimmsten Katastrophe des öffentlichen Gesundheitswesens im modernen Europa. Im nördlichen Teil waren hunderte Roma neun Jahre lang in Flüchtlingslagern eingesperrt, die unter der UN-Verwaltung im Kosovo auf dem Abraum der größten Bleimine Europas errichtet worden waren, gleich neben 100 Millionen Tonnen Giftmüll.

Mundi Romani berichtet aus Mitrovica, Pristina, Skopje und Belgrad zur ethnischen, ökonomischen und gesundheitlichen Dimension. Gefangen zwischen den aufgeheizten serbischen wie albanischen Nationalismen und von internationalen Organisationen unbeachtet, bleiben die Roma – zu Zeiten von Titos Jugoslawien eine blühende Minderheit – eine vergessene Bevölkerungsgruppe des jüngsten europäischen Staates.

Kampagne I'm a Roma Woman

Der Kampf der Frauen um Gleichberechtigung war im 20. Jahrhundert letztlich eine der lohnendsten Investitionen, die unsere Gesellschaften für die ökonomische und soziale Entwicklung der Welt machen konnten. Hätte sich jemand in Europa noch vor 90 Jahren vorstellen können, dass Frauen Arbeitnehmerinnen sein würden, das Wahlrecht bekämen und – später dann – einigen der bekanntesten multinationalen Konzernen vorstehen würden? Und wie sieht heute das gängige Bild von der „Roma-Frau“ aus? Wie sehen sich die Frauen aus dieser größten Minderheit Europas selbst? Wie sehen sie die unwegsame Straße in Richtung Chancengleichheit für alle? In der Romedia Foundation hatten wir uns diese Fragen jahrelang gestellt, als wir – aus unserem Hintergrund als medienbasierter Roma-Interessenvertretung heraus – die Kampagne *I'm a Roma Woman* starteten, um unsere eigenen Antworten zu finden.

Anfang 2009 kamen wir mit Amnesty International Ungarn überein, ein gemeinsames Kampagnenvideo für den Internationalen Frauentag zu produzieren, das den Aktivismus von Roma-Frauen zum Thema haben sollte. Ich sprach mit vier befreundeten Aktivistinnen über die Idee, an dem Video mitzuwirken.



Screenshots aus *Last Days of Sulukule*

Wir waren fünf junge Frauen aus verschiedenen Teilen Europas, die sich über gemeinsame Aktionen und das Engagement in der internationalen Roma-Bewegung kennengelernt hatten. Alle Aktivistinnen erklärten sich bereit, in dem Clip aufzutreten und über ihre Erfahrungen als Roma-Frauen zu erzählen. Der nächste Schritt war, den Dreh des Films ohne jegliche finanzielle Unterstützung zu organisieren. Die Romedia Foundation hatte ja zu diesem Zeitpunkt seit bereits mehr als zwei Jahren die *Mundi Romani*-Dokumentarfilmreihe in Zusammenarbeit mit Duna TV produziert. Das heißt, wir hatten die Erfahrung, die Kontakte und ein Studio bei Duna TV.

Meine Kollegin Marion Kurucz und ich entwickelten Konzept und Storyline gemeinsam mit Csaba Farkas, einem erfolgreichen Roma-Filmemacher, der schon als Kameramann für *Mundi Romani* gearbeitet hatte. Zwischen die „Bekanntnisse“ der Frauen schnitten wir Material aus *Mundi Romani*-Filmen, die wir in Italien, Mazedonien, in der Ukraine und Rumänien gedreht hatten.

Der Clip wurde am 8. März 2009 auf YouTube gestellt bzw. ab dem Internationalen Frauentag auf Bildschirmen im öffentlichen Raum in ganz Ungarn gezeigt: Über U-Bahnstationen, Einkaufszentren, Postämter, Bars und Restaurants erreichte er innerhalb weniger Tage etwa 80.000 Menschen. Durch das wachsende Interesse von Fernsehkanälen und Onlinemedien, durch Soziale Netzwerke und Mundpropaganda verbreitet sich der Clip – unsere Erwartungen bei Weitem übertreffend – über die ganze Welt.

NutzerInnen von MSN Messenger in Frankreich sahen das Video jedes Mal, wenn sie sich in den Dienst einloggten. In den USA konnten die mehr als zehn Millionen LeserInnen des bekannten

Frauen-Blogs jezebel.com den Clip sehen und so, möglicherweise zum ersten Mal, etwas über die Roma erfahren.

Einen Monat später, im April 2009, gaben die Protagonistinnen des Videos eine Pressekonferenz in Sofia. Die Botschaft der Kampagne wurde so wieder in den Vordergrund gerückt, die Konferenz, die die Frauen besuchten, erfuhr gesteigerte Aufmerksamkeit. Der Erfolg bewirkte, dass CARE International North-West Balkans Interesse zeigte, ein weiteres Video zu drehen, das Frauen aus einem CARE Empowerment Projekt für Roma-Frauen zeigen sollte. Es war der Beginn einer ausgesprochen erfolgreichen Kooperation, an deren Ende die Präsentation der regionalen Kampagne *I'm a Roma Woman* im Rahmen des 2. Europäischen Roma Gipfels in Cordoba am 8. April 2010 (dem Internationalen Roma-Tag) stand. Das Video stellt Frauen aus Serbien, Montenegro, Bosnien und Herzegowina und Kroatien vor. Es wurde in Wochen intensiven Reisens durch die westlichen Balkanstaaten gedreht, zum Einsatz kamen neueste Aufnahmetechnik und einige der besten ungarischen Kamera-, Ton- und Lichtleute.

CARE International NBW tourte mit dem Video durch die westlichen Balkanländer. Viele Stunden TV-Berichterstattung und die Medienpräsenz beteiligter Aktivistinnen rückten deren Anliegen in das Scheinwerferlicht der Medien. Die Musik für beide Videos wurde von Gyula Babos, einem bekannten ungarischen Jazz-Musiker komponiert. Die Texte auf Romanes schrieb die Roma-Aktivistin Ágnes Daróczi.

Die Protagonistinnen beider Kampagnen-Videos sind authentische, wirkliche Aktivistinnen, Frauen, deren Ringen um Selbstbewusstsein und deren

Engagement für die Selbstermächtigung der Roma uns allen Vorbild ist. Während der kreativen Entwicklungsphase waren wir immer auf der Suche nach genau diesen Frauen, diesen Situationen, diesen Erzählungen, die Selbstverständlichkeit ausdrücken und das in Jahren des sozialen Engagements erworbene Selbstbewusstsein der Frauen vermitteln sollten.

Als wir begannen, Filme und Videos zu machen, die von einer Genderperspektive ausgehen, hatten wir ja als Anregung bereits hunderte Stunden an audiovisuellem Material über Roma-Aktivistinnen, das im Rahmen der Reihe *Mundi Romani* entstanden war. Wir hatten Frauen gefilmt, die uns gezeigt haben, was sie durch ihr Engagement erreicht haben und die sich den Kameras geöffnet hatten, um über ihr Leben, ihre Identität, über Ziele und Zukunftsträume zu berichten.

Es war an der Zeit, all diese Erfahrungen mit anderen zu teilen, damit Roma-Frauen einander und auch die kommende Generation motivieren konnten. Mit Unterstützung des Programms *Roma Initiatives* der Open Society Foundations ging am Internationalen Frauentag 2011 die Website online, eine Kampagnen-Site für alle Roma-Frauen, die zu Wort kommen und Dinge bewegen wollen.

Ein Blick in die Zukunft

Der digitale Raum der Social Media bietet zahlreiche Möglichkeiten, JournalistIn zu sein, die eigene Community zu repräsentieren, selbst über die eigenen Fortschritte, aber auch über die eigene Diskriminierung zu sprechen. Jede/r kann hier eine bedeutende Rolle spielen, kann Verstöße gegen die Menschenrechte offenlegen oder die Einhaltung von Antidiskriminierungsmaßnahmen



vor Ort kontrollieren, indem er/sie ein Video online stellt. NGOs sollten derartige Aktivitäten unterstützen – auch wenn ihre eigenen Förderungen kontinuierlich abnehmen. Ziel der Romedia Foundation war immer, über unsere Filme nicht nur zu dokumentieren, sondern auch uns einzusetzen und etwas zu verändern.

Um wirklich wirksame Öffentlichkeitsarbeit zu leisten und um uns engagieren zu können, müssen wir erfindungsreich all jene Kanäle aufspüren, über die wir unsere leicht verständlichen und informationsbasierten Botschaften transportieren können. Und wir müssen neue Wege zu neuen Zielgruppen finden.

Unabhängigkeit und Objektivität sind die beiden wichtigsten Güter, die wir mit Argusaugen bewachen müssen, damit Änderungen in den Finanzierungsstrukturen oder den gerade herrschenden politischen Ideologien unsere Arbeit nicht so leicht beeinflussen können. Um diese Unabhängigkeit zu bewahren, gilt es, sowohl unsere Ressourcen als auch unsere Werkzeuge möglichst breit zu fächern.

romediafoundation.org

mundiromani.com

romawoman.org

Eine englischsprachige Langversion dieses Textes erschien zuerst in migrazine (migrazine.at), Ausgabe 2012/1.

Screenshots aus

Trapped – the forgotten story of the Mitrovica Roma

„Float like a butterfly, sting like a bee“

Zum Theaterstück *Gipsy Stop Dancing* von Romano Svato

Marty Huber

Dass Sport immer schon mehr als ein Schauplatz des (körperlichen) Kräftemessens ist, liegt auf der Hand, gibt es doch seit geraumer Zeit zahlreicher werdende Analysen zu Männlichkeitsproduktion, zu Fragen des Nationalismus und der Identitätsstiftung und dergleichen mehr. Sport ist aber nicht nur die Arena der Mächtigen, des Hegemons, sondern auch eine derer, denen Machtansprüche regelmäßig verwehrt und abgesprochen werden. Beispiele von Interventionen gibt es zahlreiche in der Geschichte, wie etwa der polemische Begriff des „Muskeljuden“, der von Max Nordau geprägt wurde und der Effemination, also Verweiblichung von jüdischen Männern durch antisemitische Diskurse entgegen wirken sollte. Nordau rief zur körperlichen Ertüchtigung auf, was zu zahlreichen Gründungen von jüdischen Sportvereinen wie der *Hakoah Wien* (Hakoah bedeutet Kraft) führte.

In Erinnerung rufen möchte ich weiters eines der vermutlich bekanntesten Bilder einer olympischen

Siegerehrung, die gehobenen Fäuste von Tommie Smith und John Carlos – kurz nach der Ermordung von Martin Luther King jr. und Bobby Kennedy – als Zeichen des stillen Protestes und der Black Power. Beide Athleten wurden suspendiert und mussten die Heimreise antreten. Der dritte am Podest, der Australier Peter Norman, trug aus Solidarität eine Plakette der Menschenrechtsbewegung *Olympic Project for Human Rights* (OPHR).

Die Geschichte eines Boxers als historische Folie

An dieser Stelle gäbe es einiges zu den Strömungen des Caporeiras zu sagen, eine als Tanz getarnte Kampfsportart, aber das ist eine andere Geschichte und dennoch eine mögliche Überleitung zu *Gypsy Stop Dancing*, denn das Stück ist eine Aufforderung, den Tanzboden des Klischees der musizierenden und tanzenden Roma und Sinti zu verlassen und sich auf die Matte eines Boxringes zu begeben. Es ist die Erstproduktion des von Sandra Selimovic und Simonida Jovanovic gegründeten Theatervereins *Romano Svato* (= Sprache/ Zunge der Roma), der sich mittels politischem Engagement und emanzipatorischen Ansätzen aus unterschiedlichen Perspektiven Diskriminierungen und Vorurteilen annähern will.

Zu Beginn des Stückes wird das Publikum an die Geschichte des Sinto Johann Rukeli Trollmann erinnert, ein deutscher Boxer (trainiert vom jüdischen Boxer Erich Seelig), der 1933 – noch bevor die Nazis an die Macht kamen – den Deutschen Meister im Mitteltgewicht gewann. Der von Nazis bereits durchgesetzte Boxverband verweigerte ihm den verdienten Meistertitel, weil ihm sein „tänzerischer“ Stil ein Dorn im Auge war („zu undeutsch, zu zigeunerisch“). In einem von Nazis regulierten

und inszenierten Kampf zwischen Trollmann und Gustav Eder war es Trollmann verboten, seinen Stil zu boxen, sich durch flinke Bewegungen Treffern zu entziehen und auf Distanz zu kontern. Aus Protest kam Johann Rukeli Trollmann mit blond gefärbten Haaren und weiß gepudertem Körper. Er verlor nicht nur den Kampf, der die Überlegenheit der „arischen Herrenrasse“ aufzeigen sollte, sondern alsbald auch seine Boxlizenz. Im Zweiten Weltkrieg wurde Trollmann von der Wehrmacht eingezogen, 1942 verhaftet und ins KZ Neuen-gamme verfrachtet, wo er nach einem gewonnenen Schaukampf vom besiegten Kapo mit einem Prügel erschlagen wurde.

Wenn sich Geschichte wiederholt . . .

Diese historischen Ereignisse dienen als Folie für das weitere Stück, das sich in der Folge um eine Romni in Ungarn dreht, die Boxmeisterin werden will. Nur Ungarn erscheint gerade als unpassender Ort für eine Romni, um eine Boxkarriere zu machen, da sich die Situation für Roma in Ungarn zusehends verschlimmert. Als ob die Boxerin als Frau und Lesbe nicht schon mit genug Schwierigkeiten zu kämpfen hätte. Der Boxverband versucht, sie zu korrumpieren, aber sie verweigert sich dem Erpressungsversuch und gewinnt schließlich den Meistertitel. Wiederholt sich die Geschichte?, fragen sich die beiden Gründerinnen von *Romano Svato*, die den Text gemeinsam mit Nehle Dick (Regie) entwickelt haben. Steuert Ungarn auf eine Katastrophe zu, die darauf abzielt, Roma wiederum als nicht integrierbare, asoziale, den „Staatskörper“ gefährdende Menschengruppe zu stigmatisieren?

Nur kurz wird die Aktualität der Übergriffe auf Roma in Ungarn in den Videos (Alexandra Reill)

aufgegriffen, dabei könnte gerade an dieser Aktualität das Thema des Stücks, der Kampf um Anerkennung, verdeutlicht werden.

Die rechtsextreme Partei Jobbik, die durch ihre Vorschläge, Ghettos für Roma zu erbauen oder Zwangsarbeit unter Aufsicht von pensionierten Polizist_innen einzuführen, für Aufregung sorgte, marschierte im Frühjahr 2011 durch die Roma-Siedlung von Gyöngyöspata und verbreitete mit der „Bürgerwehr für eine schönere Zukunft“ Angst und Schrecken, bis die Regierungspartei Fidesz sie zurückpiff. Mittlerweile ist ein Parteiangehöriger der Jobbik Bürgermeister von Gyöngyöspata. Die Aufmärsche der uniformierten

Bürgerwehr sind im Video zu sehen, doch könnten diese Bilder eine bessere Einbettung vertragen, denn die Ernsthaftigkeit der Lage und die Zuspitzung des grassierenden Antiromaismus sind unbestritten.

Das Stück selbst versäumt diese Zuspitzung, belässt sie zu sehr im Feld des persönlichen Schicksals der Boxerin. In der Boxsprache ausgedrückt, würde sich ein gut ausgeführter Uppercut anbieten, ein kraftvoller Aufwärtshaken gegen einen nach vorne drängenden Gegner – oder eben Muhammad Alis im Titel zitierter „sting like a bee“!

romanosvato.at



Foto: Rosmarin Fraundorfer

Vom Wiederholen und wieder Holen

Die WienWoche als Plattform für Selbstrepräsentationen von Romni und Roma

Aylin Basaran

Mit den Projekten *Unser Weg – Amaro Drom* von Saša Barbul und *Roma Attack* von Susita Fink, Simonida Selimović und Sandra Selimović nehmen sich Künstler_innen und Aktivist_innen eines breiten Feldes der Aushandlung und Positionierung von Romni und Roma in der österreichischen und europäischen Gesellschaft an. Entsprechend finden sie sich in verschiedenen Programmteilen des Kulturprojekts WienWoche 2012 – unter den Rubriken „Geschichte neu schreiben“ (*Unser Weg*) und „Agieren“ (*Roma Attack*) – wieder, was der Breite des durch sie abgedeckten diskursiven Spektrums Rechnung trägt. Bereits die Titel der Projekte verraten ihre unterschiedlichen Foki: *Unser Weg* verweist auf Formen kollektiver Erinnerung und ist bestrebt, diskursive Auseinandersetzungen innerhalb der Roma-Community zu lancieren. *Roma Attack* konzentriert sich auf eine aktive Auseinandersetzung mit Stereotypen und Zuschreibungen, die von „außen“ an Roma und Romni herangetragen werden, um diesen durch

Irritation, Umdeutung und Provokation – im öffentlichen Raum – zu begegnen.

Ins Bewusstsein rufen und weiterdenken

Mit seiner Videoinstallation *Unser Weg – Amaro Drom* geht es Saša Barbul darum, eine räumliche – und damit auch inhaltliche – Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Gegenwart aufzuzeigen. Durch drei im Raum verteilte Monitore werden die dokumentarischen bzw. künstlerisch-dokumentarischen Arbeiten *Bitte nicht vergessen*, *Unser Weg* und *Romanisand* miteinander kontextualisiert. Damit wird ein Bogen geschlagen vom Genozid an Romni und Roma während des Faschismus über Erinnerungspraktiken und -politiken hin zur aktuellen Verfolgung in Europa und schließlich zu Gegenbewegungen verschiedener Akteur_innen

aus der Community und der Selbstverortung junger Roma und Romni.

Das Stattfinden der Installation im Österreichischen Museum für Volkskunde kann als aktive Einforderung „eigener“ Geschichtsschreibung an etablierten Orten musealer Repräsentation verstanden werden. Der Titel des ersten Films *Bitte nicht vergessen* bedeutet ein Einfordern, sich die Kontinuitäten vor Augen zu führen. Ähnlich wirkt die Aussage der Hauptprotagonistin des Films Marika Schmiedt, sie wiederhole sich eigentlich permanent, wenn sie durch ihre politische und künstlerische Arbeit auf diese aufmerksam mache. Dies verdeutlicht, wie abhängig eine wache Vergangenheitsaufarbeitung auch in Österreich von engagierten Romni und Roma ist, die diese Zustände reflektiert zu benennen wissen. Doch damit begnügt sich Barbuls Projekt nicht; er bricht die historische Darstellung auf, indem sie als Hin-



Amaro Drom, Foto: Saša Barbul

tergrund für die Suche nach Wegen dient, ohne den die aktuelle Verfolgung von Roma und Romni und die Schwierigkeiten im Umgang damit kaum verstanden werden können.

In *Unser Weg*, der zugleich namensgebend für das gesamte Projekt ist, nimmt Barbul Lebensbedingungen in einem serbischen Roma-Dorf als Ausgangspunkt für die Vorstellung unterschiedlicher Akteur_innen und Strategien, den vielfältigen Ausgrenzungsmechanismen gegen Roma und Romni offensiv zu begegnen.

Ergänzt wird die Installation von der Podiumsdiskussion *Amari borba thaj strategija adjes – Unsere Kämpfe und Strategien heute!*, wo mit Marika Schmiedt, Gilda Horvath und Suzana Milevska Akteurinnen/Repräsentantinnen/Aktivistinnen aus den Grenzbereichen von Kunst, Kultur, Journalismus und Politik kontrovers diskutierten.

Den Integrationsdiskurs zugrunde performen

Fink, Selimović und Selimović inszenieren an drei viel frequentierten öffentlichen Plätzen Wiens Interventionen mit Bezügen zum Agit-Prop-Theater, die die Konfrontation mit einem breiten Spektrum der Bevölkerung suchen.

Erste Station ist der Praterstern, wo sich in räumlicher Nähe zur Wiener Wies'n eine Gruppe von Menschen in Wies'n-kompatibler Tracht und Blaskapelle am Eingang zum Bierfest aufhält und „Das Lied von der Ordnung“ anstimmt, in dem die zerstörerische Macht eines auf ausbeuterischer Ordnung basierenden Systems und die selbstzerstörerische Angewohnheit besungen wird, selbst nach nichts mehr zu streben, als Teil der Ordnung zu sein. Dabei sammelt die Gruppe Spenden für von Abschiebung bedrohte Roma Familien.



Roma Attack, Foto: Pramatarov

Am nächsten Tag wird vor dem Stadioncenter in Anlehnung an Jura Soyfers Stück *Astoria* die Absurdität repressiver behördlicher Maßregelungen, mit denen sich insbesondere Roma und Romni konfrontiert sehen, in performativer Verfremdung dargestellt. Vor dem Eingang zum Shoppingcenter bildet sich eine Menschenschlange, jedoch nicht um den letzten Sonderangeboten nachzujagen, sondern um an einem Tisch mit der Aufschrift „Magistrat“ ein Visum zu beantragen, um sich von den „Beamt_innen“ mit immer absurderen Ausfällen abwimmeln zu lassen. Am dritten Tag findet sich die Trachtengruppe vom Praterstern in der Mariahilfer Straße ein und spielt bettelnder Weise Roma-Lieder für das Wiener Shopping-Publikum. Auf diese Weise spielt *Roma Attack* jenseits von Diskursen um soziale, ökonomische und kulturelle Integration mit Symbolen und Spielarten des *Otherings*.

Die verschiedenen Formen, derer sich die Künstler_innen bedienen, verweisen auf die Vielseitigkeit der diskursiven Felder, in denen Roma und Romni sich als Akteur_innen repräsentieren – in Abgrenzung zur Mainstream-Gesellschaft, in Affront gegen diese, in der Reflexion alltäglicher, struktureller, aktueller und historischer Problematiken, durch Zerstörung von oder Streit um Symbole und im wieder Holen „eigener“ Bilder. Die beiden Projekte ergänzen sich dabei und geben einen Ausblick darauf, wie vielschichtig die Auseinandersetzung sein kann, wenn Involvierte selbst zu Wort und Tat kommen.

wienwoche.org (Dokumentation 2012)
 romanovato.at

Alle bleiben!¹

Eine Roma-Renaissance

Marty Huber

Ein junger Mann in schwarzer Lederjacke, weißem Hemd und roter Krawatte betritt ein von Unkraut überwachsenes Stadion. Er beginnt eine Rede über die Sehnsucht nach den in der Shoa ermordeten und vertriebenen jüdischen Mitbürger_innen. Sie fehlten in dieser Gesellschaft, eine Gesellschaft, die, auf sich selbst zurückgeworfen, wie eine weiße Leinwand ist, auf die nur weiße Farbe aufgetragen wird. Er fordert in vehementer Rede die Rückkehr von 3,3 Millionen Jüd_innen, die in ihr Land Polen zurückkommen sollen. So beginnt Yael Bartana's Biennale-Beitrag 2011, eine Videoinstallation, mit der sie den polnischen Pavillon in eine Propagandamaschine verwandelte. Mit ihrer provokanten, im November 2012 in der Wiener GarageX gezeigten Installation, die ein jüdisches – nicht nur das zionistische Denken subvertierendes – „Heim nach Polen“ zu etablieren vermag, stellt die Künstlerin eine andere (polnische) Welt in Aussicht; eine, die den immer noch schwelenden europäischen Antisemitismus her-

¹ „Alle bleiben“ ist eine Bleiberechts-Selbstorganisation von Roma.

ausfordert: das Recht, in Europa zu Hause zu sein. Yael Bartana geht im Manifest der von ihr gegründeten „Jüdischen Renaissance Bewegung“ noch weiter, wenn sie den Redner sagen lässt: „Mit nur einer Religion können wir nicht hören/Mit nur einer Farbe können wir nicht sehen/Mit nur einer Kultur können wir nicht fühlen/Ohne Euch können wir uns nicht einmal erinnern/Schließt Euch uns an, und Europa wird überwältigt sein!“

Yael Bartanas Einsatz von Pathos und propagandistischer Ästhetik ist – mit kalkulierter Absicht, wie ich meine – der Versuch, Ansprüche auf Heimat neu zu verhandeln. Braucht es eine Nation, die für – wie auch immer definierte – Gruppen entsprechenden Schutz bieten kann, oder braucht es Gesellschaften, die erst durch das Bewusstsein der Diversität in ihren Bevölkerungen eine friedvolle, solidarische Gemeinschaft ermöglichen?

Die Videos haben mich durch ihre offen gelegten Ambivalenzen aber auch deshalb auf eine weitere Weise berührt, weil ich sie nur ein paar Tage nach der Konferenz *Romanistan. Crossing Spaces in Europe* zu sehen bekam. So wurde selbst dort die Frage nach einem Nationalstaat für Roma, Sinti, Lovara etc. heftig diskutiert. Zum einen ist der Wunsch nach einem gemeinsamen Staat aus Sicht einer Bevölkerungsgruppe, die immer wieder als „staatenlos“ erklärt und all ihrer Rechte beraubt wurde, verständlich. Zum anderen gibt es vehemente Kritik innerhalb der Community, dass diese Forderung erst recht Antisemitismus, Pogrome und Vertreibungen auslösen bzw. verstärken könnte. Erst 1993 wurden die seit Jahrhunderten in Österreich lebenden Roma als Volksgruppe anerkannt – angesichts der fast völligen Auslöschung und Vernichtung der österreichischen Roma während des Porajmos (Romanes für „das Verschlingen“),



Teilnehmer_innen der Konferenz *Romanistan. Crossing Spaces in Europe* mit einem Transparent von *Alle bleiben!*

Foto: Patrick Kwaśniewski

der Verfolgung durch die rassistische Nazi-Ideologie, ein wichtiger und dennoch kleiner Schritt.

Was aber, wenn wir die Intervention der „Jüdischen Renaissance Bewegung“ ernst nehmen und auf die Migration von Roma aus Drittstaaten anwenden? 200.000 bis 500.000 Roma und Sinti wurden während des Porajmos in der Vernichtungsmaschinerie der Nazis ermordet. Niemand kann diese Toten ersetzen, aber insbesondere Österreich und Deutschland als postnazistische Länder müssen – ihnen wie auch den europäischen Jüd_innen gegenüber – ihre Verantwortung wahrnehmen und antisemitische wie antiromaistische Tendenzen durch entsprechende Zuwanderungspolitiken und Strukturänderungen Rechnung tragen, die eine verstärkte Partizipation von Roma ermöglichen.

alle-bleiben.info

Romanosmose satellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Neben den autochthonen Roma lebt in Österreich eine viel größere Anzahl von Roma: diejenigen, die im Zuge der Arbeitsmigration oder als Flüchtlinge während der Zerstörung Jugoslawiens, aus dem Kosovo gekommen sind und auch diejenigen, die versucht haben, der Armut zu entkommen und u. a. aus Rumänien, Bulgarien und der Slowakei migriert sind. Für diese allochthonen Roma wird – milde gesagt – nichts gemacht. Sie fallen unter die gleichen restriktiven und diskriminierenden Maßnahmen, die auch für andere Drittstaatsangehörige und Angehörige der peripheren Länder der EU gelten.

Ein ernsthafter Lösungsanspruch der Probleme der Roma kann nur gemeinsam mit ihnen beschlossen und durchgeführt werden und kann nicht wiederum eine bestimmte Gruppe von Roma ausschließen, die weiterhin einer diskriminierenden Gesetzgebung unterliegen.

Wir sind gegen das Wort Zigeuner

Gilda-Nancy Horvath

„Zigeuner“ wird vom griechischen Wort „athinganoi“ abgeleitet, was „unberührbar“ bedeutet und eine Referenz auf die Stellung der Roma im indischen Kastensystem ist. Es handelt sich um eine Fremdbezeichnung, die bereits im 13. Jahrhundert für „asoziale Elemente“ benutzt wurde – z. B. im europaweit ersten „Edikt zur Bekämpfung des Zigeunerunwesens“. Die Nationalsozialisten setzten das Wort schließlich gleich mit „unwertem Leben“ und verbreiteten es mit den Mitteln der Massenpropaganda. Auch heute wird dieses Wort immer noch gedankenlos benutzt.

Die Kampagne „Ich bin gegen das Wort ‚Zigeuner‘“ hat zum Ziel, den Begriff bewusst als das zu präsentieren, was er ist: Ein negativ besetzter Begriff, der eindeutig diskriminierend ist und eine Beleidigung für Roma darstellt. Gleichzeitig sollen



Mitinitiator Harri Stojka mit seinen Schwestern Sissi (re) und Doris Stojka,
Foto: Reinhard Loidl



Mitinitiatorin Gilda-Nancy Horvath,
Foto: Reinhard Loidl

Vorurteile gegen Roma und Sinti¹ abgebaut und Antiziganismus bekämpft werden.

Die Initiator_innen der Kampagne rund um den Verein Gipsy Music Association fordern das Verschwinden des Begriffs „Zigeuner“ aus Medienberichten, Produktpaletten und letztendlich aus dem allgemeinen Wortschatz. Sie weisen darauf hin, dass es der mehrheitliche Wunsch der österreichischen Roma Community ist, nicht als „Zigeuner“ bezeichnet zu werden und fordern, das endlich zu respektieren. Der korrekte Ausdruck ist „Roma und Sinti“.

Hier könnte man zu Recht einwenden, dass manche Roma sich selbst „Zigeuner“ nennen. Das hat verschiedene Gründe: Der wichtigste Grund ist, dass das Wort „Zigeuner“ in verschiedenen Sprachen verschiedene Bedeutungen hat. In Ungarn und Rumänien nennen sich die Roma mit Stolz „Zigeuner“, in der Slowakei ist das Wort jedoch gleichbedeutend mit „Dieb“. Aber auch Roma sind sich der Bedeutung des Wortes und seiner negativen Konnotation oft gar nicht bewusst. Daher betonen die Initiator_innen, wie wichtig es ihnen ist, dass sich die Kampagne an alle richtet: an Roma genauso wie an Nicht-Roma.

Zentrales Element der Kampagne sind Fotos von Menschen aus Politik, Medien und anderen Be-

reichen, die ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift: „Ich bin gegen das Wort ‚Zigeuner‘“ halten. Die Unterstützung ist überraschend groß: Mehr als 1 000 Menschen haben sich bereits fotografieren lassen. Diese Fotos werden in Ausstellungen, einem Buch und einem Video präsentiert sowie in der Öffentlichkeits- und Medienarbeit eingesetzt. Ergänzt wird die Kampagne durch Workshops z. B. in Schulen, in denen Vorurteile über Werte, Kultur und Image der Roma abgebaut werden sollen.

„Ich bin gegen das Wort ‚Zigeuner‘“ wird von vielen Roma- und Nicht-Roma-Organisationen unterstützt.

gipsyusic.at (Projekte)

¹ Roma und Sinti sind die größten ethnischen Minderheiten in Europa, in den EU-Mitgliedstaaten leben etwa zehn bis zwölf Millionen. Sie wurden durch Ansiedlungsverbote, Vogelfreiheit, Verfolgung und Berufsverbote zum Wandern gezwungen. Heute leben etwa 95 Prozent der Roma und Sinti sesshaft. Obwohl also die Zeit der „wandernden Roma“ lange vorbei ist, hält sich dieses Bild – neben zahlreichen anderen, meist negativen Stereotypen – hartnäckig.

3

*Decade of Roma Inclusion 2005-2015.
EU-Rahmen für nationale Strategien zur Integration
der Roma bis 2020.*

Viel (geduldiges) Papier ist produziert worden.

Dennoch sind es kaum Roma/Romnja, die in den sie betreffenden Diskurs auf europäischer Ebene eingebunden sind – argumentiert wird aus der Zuschreibung eines Mangels heraus. Und so geht es um Erziehung, um („integrative“) Einpassung und nicht um Emanzipation.

Selbstverpflichtung oder nur geduldiges Papier?

Patricia Köstring

Die 2011 veröffentlichte Mitteilung der EU-Kommission KOM (2011) 173 *EU-Rahmen für nationale Strategien zur Integration der Roma bis 2020* entwarf einen Fahrplan für die EU-Staaten, die nationale Strategien vorlegen sollten, um nachhaltige Verbesserungen des Zugangs von Roma zu Bildung, Beschäftigung, Gesundheitsfürsorge und Wohnraum zu erreichen. Die Kommission würdigt die „beispiellose Selbstverpflichtung zur Förderung der wirtschaftlichen und sozialen Eingliederung der Roma“, Roma-VertreterInnen bleiben skeptisch.

Das Papier atmet Kompromiss. Schon alleine in der Frage, ob eigene nationale Strategien entworfen werden sollen, oder doch Maßnahmenpakete im Rahmen der jeweiligen Integrationspolitiken ausreichend seien, wurde zurückgerudert. Die Frage, welche Roma (StaatsbürgerInnen mit Volksgruppenrechten? MigrantInnen?) als ProzesspartnerInnen angesprochen werden, bleibt

unbeantwortet. Die *Kulturrisse* baten im Rahmen des Projekts *Romanistan* **Matthew Newman** (zur Zeit des Interviews Pressesprecher von Viviane Reding, EU-Kommission), **Ioannis Dimitrakopoulos** (Abteilungsleiter Gleichheit und Bürgerrechte, Agentur der Europäischen Union für Grundrechte / FRA), **Emmerich Gärtner-Horvath** (Obmann, Verein / Farajn Roma-Service und Mitglied des Volksgruppenbeirats der Roma) und **Gilda-Nancy Horvath** (Autorin, Journalistin) um Antworten auf einige Fragen, die zum folgenden Interviewtext kompiliert wurden.

Kulturrisse: Ergeben sich aus dem EU-Rahmen rechtliche Verpflichtungen für die Mitgliedstaaten, oder bleiben sie politische Empfehlung?

Dimitrakopoulos: Der Rat der Europäischen Union hat in seinen Schlussfolgerungen die Mitteilung der Kommission befürwortet und die Mitgliedstaaten und die Kommission aufgefordert, entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.

Newman: Im Mai 2011 wurden im Rat „Beschäftigung, Sozialpolitik, Gesundheit und Verbraucherschutz“ eine Reihe von Schlussfolgerungen zum EU-Rahmen angenommen. Die TeilnehmerInnen bekräftigten ihr Bekenntnis zum EU-Rahmen und erkannten dessen Bedeutung als großen Schritt in Richtung eines größeren sozialen Zusammenhalts in Europa an. Die Schlussfolgerungen wurden an den Rat der Europäischen Union und somit auch an die Staats- und Regierungschefs der EU übermittelt und dort bestätigt.

Ebenso hat der Rat die Dringlichkeit einer Umsetzung betont, insbesondere in Bezug auf die Adaptierung oder Entwicklung nationaler Strategien zur Inklusion der Roma bzw. von – in umfassenderen Integrationsstrategien erarbeitete-

ten – Maßnahmenkatalogen zur Verbesserung der Situation der Roma.

Horvath: Das Bundeskanzleramt hat mittlerweile mehrere Treffen der neu gegründeten Roma-Dialogplattform durchgeführt. Bisher wurden die Themen Arbeitsmarkt, Bildung und Gesundheit thematisiert. Die Roma-Community ist kooperativ, aber nicht ohne ein gewisses Misstrauen. Was von dem Besprochenen tatsächlich umgesetzt wird – daran werden die Roma den Erfolg der Roma-Strategie messen.

Kulturrisse: Die Mitteilung fordert eine Koordination nationaler Strategien zur Integration der Roma ein. Wie bewerten Sie den EU-Rahmen?

Gärtner-Horvath: Es wird nur deklariert, was die Roma tun sollen, damit aus Sicht der Mehrheitsbevölkerung ihre Situation verbessert wird. Wie aber die Vorurteile, die Diskriminierung und der Rassismus der Mehrheitsbevölkerung abgebaut werden sollen, ist nicht sichtbar. Für die Roma ist das Vertrauen durch die jahrhundertlange Verfolgung nicht gegeben. Die Geschichte der Roma muss verstärkt der Bevölkerung näher gebracht werden, da sind auch Bildungseinrichtungen gefragt. Es ist wichtig, dass die Roma die Möglichkeit haben sich zu bilden, aber die gesellschaftliche Bildung der Mehrheitsbevölkerung ist *genauso* wichtig.

Kulturrisse: Woran orientiert sich das Monitoring des Implementierungsprozesses?

Dimitrakopoulos: Die Kommission ist für das Monitoring der Entwicklung und Umsetzung der nationalen Aktionspläne verantwortlich. In diesem Zusammenhang wurde die Grundrechteagentur FRA beauftragt, über regelmäßige Erhebungen

von Datenmaterial zu Beschäftigung, Bildung, Wohnraum und Gesundheitsfürsorge Fortschritte vor Ort zu messen. Zusätzlich sollte die FRA gemeinsam mit den Mitgliedstaaten Monitoring-Verfahren entwickeln, die eine vergleichende Analyse der Situation der Roma in ganz Europa ermöglichen.

Kulturrisse: Was sind Ihre Empfehlungen für Maßnahmen zur Einbeziehung der Zivilgesellschaft bzw. entsprechender Stakeholder aus den Roma-Organisationen?

Dimitrakopoulos: Sowohl die FRA als auch die Kommission sind sich der Notwendigkeit bewusst, dass die Roma und ihre Vertretungsorganisationen in alle sie betreffenden Programme vollumfänglich einbezogen werden müssen. Aktive Beteiligung der Roma ist eines der *Zehn gemeinsamen Grundprinzipien für die Einbeziehung der Roma*. Obwohl es hier in den Mitgliedstaaten zunehmend vielversprechende Ansätze gibt, ist das noch nicht der Standard.

Newman: Zivilgesellschaft und Roma-Organisationen müssen eine wichtige Rolle in dem Prozess spielen. Der EU-Rahmen sieht diese Rolle auf allen Ebenen und in allen Phasen der Umsetzung vor. Von den Mitgliedstaaten wird erwartet, dass sie eng mit der Roma-Zivilgesellschaft kooperieren und in Bezug auf Ausarbeitung, Implementierung und Monitoring der nationalen Strategien sowohl mit der Roma-Zivilgesellschaft als auch mit regionalen und lokalen Behörden in kontinuierlichem Dialog stehen. Gleichzeitig besteht die Möglichkeit eines direkten Feedbacks an die Kommission zu den Ergebnissen nationaler Fortschritte über die Europäische Plattform für die Einbeziehung der Roma.

Kulturrisse: Inwieweit sind die Roma selbst in das Ringen um Gleichbehandlung für die größte Minderheit Europas einbezogen?

Gärtner-Horvath: Zu wenig, fast gar nicht!

Dimitrakopoulos: Roma-Organisationen sind überall in der EU seit langem aktiv, vor allem auf lokaler Ebene, speziell mit dem Anspruch, ihre aktive Beteiligung an Integrationsmaßnahmen zu sichern.

Kulturrisse: Sind die österreichischen Roma-Institutionen in einen Prozess zur Verbesserung der Situation der Roma ausreichend einbezogen?

Gärtner-Horvath: Auch hier: Zu wenig, fast gar nicht!

Horvath: Gut an dem EU-Rahmen ist, dass er auch migrantische Roma miteinbezieht. Das war bisher mit dem aktuellen österreichischen Volksgruppengesetz nicht der Fall. Ansonsten wird der Volksgruppenbeirat vermutlich ein Papier erarbeiten, in dem steht, dass es uns hier in Österreich besser geht als den Roma in anderen Ländern.

Kulturrisse: Inwieweit ist der stark mit Wertediskussionen verknüpfte und an Assimilierung gemahnende Begriff „Integration“ überhaupt sinnvoll, wenn es um die „Teilhabe“ von Minderheiten und Zugänge gehen soll?

Dimitrakopoulos: Soziale und ökonomische Integration geht einher mit dem Schutz der Sprache und der spezifischen Kultur der Roma. Insofern haben Integrationsbemühungen immer die spezifische Kultur und die Lebensweise von Roma und Fahrenden zu beachten.

Gärtner-Horvath: Bildung, Beschäftigung, Gesundheitswesen, Wohnraum und Versorgungsnetze sind eine Notwendigkeit, damit man in diesem Europa überleben kann. Das sollte für jeden Menschen zugänglich sein. Dies hat nichts mit Integration zu tun!

Kulturrisse: Wird sich bis 2020 etwas an der Situation der Roma in Europa verändert haben? Gibt es überhaupt „eine“ Situation?

Dimitrakopoulos: „Eine“ Situation gibt es nicht – zum einen sind Roma ja keine homogene Gruppe. Zum anderen müssen wir uns vergegenwärtigen, dass nicht alle Roma sich selbst als ausgeschlossen oder arm wahrnehmen; auch wenn eine unverhältnismäßig hohe Zahl der Roma in Armut lebt, gibt es viele, die gut ausgebildet sind, gute Jobs haben und ihr Leben vergleichbar zum Standard der Nicht-Roma in den jeweiligen Ländern leben. Fasst man allerdings als „Situation“ die sozio-ökonomischen Kenndaten vieler Roma, so sind diese eindeutig nicht zufriedenstellend, worauf die FRA auch wiederholt hingewiesen hat. Dazu kommt, dass Roma oft wegen ihrer ethnischen Zugehörigkeit und Kultur diskriminiert werden.

Newman: Die Situation der Roma ist so vielfältig wie die aller anderen europäischen BürgerInnen auch. Dennoch sind Roma überproportional marginalisiert, viele von ihnen sehen sich Vorurteilen, Intoleranz und Diskriminierung ausgesetzt und leben in Armut. Ziel des EU-Rahmens ist es, eine spürbare Verbesserung der Lebensumstände zu erreichen. Die isolierten Bemühungen der vergangenen Jahre haben dieses Ziel klar nicht erreichen können, der EU-Rahmen schlägt daher einen ganzheitlichen integrativen Ansatz vor, der auch dem Ausmaß der Herausforderung angemessen

ist. Wenn alle Stakeholder der Mitgliedstaaten, von regionalen und lokalen Behörden bis hin zur Zivilgesellschaft, ihre Vorhaben, ihre Selbstverpflichtungen in die Tat umsetzen, wird es – davon ist die Kommission überzeugt – bis zum Ende dieser Dekade sichtbare Erfolge unserer gemeinsamen Anstrengungen geben.

Kulturrisse: Welche Erwartungen weckt die Mitteilung? (Wie) Wird sie innerhalb der Roma-Communitys diskutiert?

Gärtner-Horvath: Es wird diskutiert, wie viel Papier produziert wird, welches nur Maßnahmen beinhaltet und keine *wirklichen* Aktivitäten. Ein Sprichwort besagt: „Ein leerer Magen studiert nicht gerne!“ Wie sollen Roma-Familien Bildung bevorzugen, wenn sie nicht wissen, was sie ihren Kindern zu essen geben sollen? Wichtig ist es, das soziale Umfeld in jenen EU-Ländern zu stabilisieren, wo diese Situationen herrschen. Wenn das einmal passiert, kann man die nächsten Schritte gehen.

Horvath: Vertrauen ist die Basis für Kooperation. Die Roma haben ihre Vorschläge gemacht, geschickt, abgegeben. Jetzt liegt es an den öffentlichen Institutionen und der Politik zu helfen, dass diese Ideen auch wirklich von jenen Menschen, die sie entwickelt haben, umgesetzt werden.

Romanosmoose satellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Eine Europäische Bürger_innenschaft bedeutet neben der Übertragung von Rechten und Pflichten auch ein Zugehörigkeitsgefühl unabhängig von ethnischer Zugehörigkeit, Geschlecht oder sozialem Status. Theoretisch steht sie für Gleichheit und für die Garantie, dass wir alle überall ohne Angst vor Diskriminierung leben und arbeiten können. Traurigerweise widerspiegeln sich diese Ideale in der Realität der Roma keinesfalls. Durch systematische Diskriminierung wird ihre soziale, ökonomische und politische Marginalisierung betrieben und es gibt zahlreiche Beispiele, dass die öffentliche Verwaltung ziemlich „vergesslich“ zu sein scheint gegenüber ihrer Verpflichtung, Diskriminierung zu verhindern. Vertreibungen, Abschiebungen und Diskriminierungen beim Zugang zu öffentlichen Leistungen machen es Roma unmöglich, ihre Bürger_innenrechte auszuüben, und tragen so gar nicht dazu bei, ein Gefühl der Einheit und Zugehörigkeit zu erzeugen.

Ivan Ivanov, der Direktor von ERIO (European Roma Information Office) stellt fest: „Wenn Europa Erfolg haben will, dann muss es zu seinen Werten stehen und dafür Sorge tragen, dass Gleichheit für alle Gruppen der Bevölkerung gilt, und nicht nur für die Mehrheit.“

Offizielle Roma-Diskurse

Von Teufelsaustreibungen und Mehrfachidentitäten

Ljubomir Bratić

Die Inhalte der Roma-Dekrete von Maria Theresia und Joseph II aus dem Jahr 1761 sind bekannt. Es ging damals um die Sesshaftmachung, um das Verbot der eigenen Sprache, um das Verbot der Benutzung der eigenen Namen, außer derjenigen, die durch Taufe verliehen wurden, und um die Kinder, die den Eltern genommen worden waren, um aus ihnen fleißige UntertanInnen zu machen. Es war die Zeit der Zentralisierung, der beginnenden Industrialisierung und Urbanisierung der Habsburger Monarchie und somit auch die Zeit, in der die auf einem Territorium lebenden Menschen und Gruppen als Reichtum des Staates betrachtet wurden. Diese Territorien wurden damit zu staatlichen Territorien und die Menschen zu einer in einem größtmöglichen Ausmaß zu vereinnahmenden, zu pflegenden, zu kontrollierenden und zu fördernden Bevölkerung. Die Förderung freilich ging einher mit einer Forderung – und zwar mit derjenigen des Nützlich-Seins. Der Gedanke der Nützlichkeit in einem materiellen Sinne wurde

zum zentralen Element des menschlichen Daseins, und alle auf einem staatlichen Territorium lebenden Gruppen und Individuen wurden dazu verleitet, ihren Lebensstil dem anzupassen. Das, was damals nützlich war, ist das, was heute nützlich ist. Kann es sein, dass die von der EU und von vielen Mitgliedsstaaten proklamierte Roma-Dekade nichts anderes ist als die Fortsetzung des alten Josephinismus: zwecks Ausnutzung im Duktus der Umerziehung gehalten? Im Folgenden widme ich mich zwei Dokumenten – einmal von der EU-Bürokratie und einmal von der österreichischen Verwaltung geschrieben¹ – und versuche, dieser Fragestellung nachzugehen.

Der EU-Rahmen

Das EU-Papier fordert auf der ersten Seite einen „Dialog mit den Roma“ und „entschlossenes Handeln“. Es geht dabei um Integration als einen „wechselseitigen Prozess“, in dessen Rahmen die „Mehrheitsbevölkerung“ genauso umdenken soll wie die „Mitglieder der Roma-Gemeinschaften“. Somit geht es nicht um strukturelle Maßnahmen, sondern um solche, die in Richtung einer Regulierung der Bevölkerung zielen. Wer soll den Dialog mit den Roma führen? Die Antwort ist: die nationalstaatlichen Institutionen. Der Dialog wird zwischen zwei derart ungleichen Partnern so geführt werden, dass allen klar ist, dass es sich

letztendlich doch nur um ein Diktat handelt. Gut, aber das war immer so, und im Rahmen des Nationalstaates ist kaum etwas Anderes realistisch vorstellbar.

Interessanter ist die Richtung, die das beabsichtigte Handeln einnehmen soll: Die Mehrheitsbevölkerung und die „Mitglieder der Roma-Gemeinschaften“ sollen Abstriche machen und so die „soziale und wirtschaftliche Integration der Roma“ ermöglichen. In diesem Diskurs ist Letztere somit eine Frage des Verhaltens der Mehrheitsbevölkerung und der Roma selbst – und keineswegs eine der strukturellen Ungleichheit des Systems, in dem wir leben, und auch keine des nationalistischen, ethnisch regulierten, nationalstaatlichen Diskurses. Alles ist eine Frage der zwischenmenschlichen Kommunikation. Rassismus, Klassismus, Nationalismus, Antiziganismus usw. – alles das erscheint in Bezug auf die soziale und wirtschaftliche Diskriminierung der Roma als unwesentlich. Schon am Anfang des von der EU-Kommission verfassten Papiers scheint also klar zu sein, in welche Richtung die Bemühungen gehen: Kosmetik wäre die realitätsnahe Bezeichnung für diese öffentlichkeitswirksame verwaltungstechnische Vorgehensweise.

Wie auf der dritten Seite steht, sollte die wirtschaftliche Integration dazu führen, die „Diskriminierung aufgrund der Rasse, der Hautfarbe, der ethnischen und sozialen Herkunft oder der Zugehörigkeit zu einer Minderheit zu beseitigen“. Im Klartext ausgedrückt: Wer arbeitet, der/die wird auch nicht hungern. Dass gerade das Wirtschaftssystem eine Ungleichheit festschreibt, die sich dann in allen anderen Bereichen – eben dem der Klasse, der „Rasse“, der Nation, des Geschlechts und der Kultur – quasi natürlich perpetuiert, ist

¹ Europäische Kommission (2011): Mitteilung der Kommission an das Europäische Parlament, den Rat, den Europäischen Wirtschafts- und Sozialausschuss und den Ausschuss der Regionen. EU-Rahmen für nationale Strategien zur Integration der Roma bis 2020. Brüssel. Bundeskanzleramt, Verfassungsdienst Österreich (2011): Roma in Österreich. EU-Rahmen für nationale Strategien zur Integration der Roma bis 2020. Politische und rechtliche Maßnahmen. Wien.

eine der Argumentationslinien, zu der die vorherrschenden Diskurse der „EU-IntegriererInnen“ offensichtlich nicht vorgedrungen sind. Oder – was wahrscheinlicher ist – dieser Umstand soll deswegen nicht berücksichtigt werden, weil es das eigentliche Ziel solcher Papiere ist, die ökonomischen Ungleichheiten zu verdecken. Es geht darum, diese Ungleichheiten in andere zu übersetzen und so statt des Realen nur das Imaginäre zu bekämpfen. In dieser Hinsicht kann durchaus behaupten werden, dass der EU-Strategie zur Bekämpfung der Diskriminierung von Roma etwas von Don Quichotte anhaftet. Allerdings macht sie das bewusst und nicht aus der sympathischen Naivität heraus, die den Helden von Cervantes kennzeichnet.

Das Ziel der Agenda ist es also nicht, Roma als gleichberechtigte, in Hinblick auf die Mehrheitsmachtstrukturen emanzipierte BürgerInnen zu denken, sondern sie erzieherisch zu arbeitsfähigen Individuen zu formen. Diese sind bekanntermaßen umso arbeitsfähiger, je mehr sie in diversen Abhängigkeiten stehen. Der Platz, der für Roma vorgesehen ist, ist der gleiche, der in der Geschichte immer für sie reserviert war: Es ist jener der billigen und – in letzter Zeit – möglichst gut qualifizierten Arbeitskräfte. Die Mitgliedstaaten sollen zu diesem Zweck „Diskriminierung“ bekämpfen, wobei darunter offensichtlich nur die persönliche Diskriminierung verstanden wird. Parallel dazu soll der „Teufelskreis der Armut“ durchbrochen werden. Da ist die Frage durchaus legitim, warum „Teufelskreis“? Die Vermutung liegt nahe, dass es sich dabei nicht um die Bekämpfung einer systemisch bedingten Armut handelt, sondern Armut, die als Bestandteil eines widernatürlichen Zusammenhangs, eben desjenigen der bösen Mächte, des Teufels, dargestellt wird, und die vermutlich

mit ähnlichen Mitteln wie denen der Teufelsaustreibung bekämpft werden soll.

Leider ist die Armut jedoch ein durchaus weltlicher Sachverhalt, und es ist schwer vorstellbar, dass diese ein Ende findet, solange sie nicht auch mit weltlichen Methoden bekämpft wird. Die Empfehlung der EU-Kommission aber in Richtung der Nationalstaaten, die sich um die Methoden der Armutsbekämpfung kümmern sollen, ist eindeutig: Es geht um eine zusätzliche moralisierende und in dem Fall quasi-religiöse Vorgehensweise. Spätestens hier landen wir inmitten eines programmatischen Papiers der EU-Kommission auf dem gleichen Feld, auf dem sich die politische Vorgehensweise gegenüber Roma seit einem halben Jahrtausend bewegt: die Disziplinierung der Armen zwecks Vergrößerung des Arbeitskraftpotenzials! Die teufelsaustreibenden Maßnahmen gegen Armut haben den Zweck, Roma zu ArbeitnehmerInnen zu machen.

Das ist genau die Absicht, welche bereits die allerersten auf Roma gerichteten Gesetze in Spanien im Jahr 1500 verfolgten. Das ist auch die Absicht, welche Maria Theresia und Joseph II mit ihrem Roma-Dekret verfolgten. Offensichtlich ändert sich dabei allein die Sprache – und natürlich werden auch die Methoden subtiler. Es geht dabei nicht um die Emanzipation der Roma, nicht um die Schaffung eines politischen Subjektes der Roma (zum Beispiel die Stärkung der Idee einer Roma-Nation ohne Staat), sondern es geht um die Vergrößerung des Arbeitskraftpotenzials insbesondere in den neuen Mitgliedstaaten der EU, denn in Bulgarien und Rumänien sind – wie uns das Papier erklärt – jeweils mehr als 20 Prozent der arbeitenden Bevölkerung Roma. Gleichzeitig werden Roma, die zu sogenannten

Drittstaaten gehören, aus dem Papier, das sich mit der Integration von Roma in der EU befasst, ausgegliedert. Mit deren Schicksal soll sich eine gesonderte Mitteilung über die europäische Agenda befassen, die erst auszuarbeiten ist. Dies bedeutet für Österreich, dass die Maßnahmen, die für die Integration der Roma geplant werden, auf maximal zehn Prozent der Roma zutreffen werden. Ein Großteil von ihnen sind eben nicht österreichische StaatsbürgerInnen, sondern sie kommen – den traditionellen „GastarbeiterInnenrouten“ folgend – aus Serbien und dem Kosovo. Somit fallen sie nicht unter die Maßnahmen zur Integration von Roma, sondern unter solche für Drittstaatsangehörige. Sie gehören zu Staaten, die nicht Mitglieder der EU sind, und gleichzeitig sind sie aufgrund ihrer Anwesenheit BürgerInnen der EU. Besagte Maßnahmen werden sich aber auch da nur auf diejenigen beziehen, die sich „rechtmäßig“ in einem „Mitgliedstaat aufhalten“. Für Illegalisierte beispielsweise gelten sie nicht. Somit wird mit einem Papier, das dazu dienen soll, die Diskriminierung von Roma zu verringern, eine eindeutige Trennungslinie eingeführt. Diese legt fest, wo die Diskriminierung künftig legitim und wo sie illegitim ist.

Auch in dieser Hinsicht ist dieses Papier nichts Neues: Alle Gesetze, die sich auf sogenannte Minderheiten beziehen, führen diese Unterschiede in den Diskurs ein: Es ist der bekannte Topos von den Braven und den Widerspenstigen, der da wiederholt wird. Aus einer diskursanalytischen Perspektive bleibt da nur zu fragen: brav und widerspenstig für wen? Dieses „Für wen?“ verweist auf das eigentliche Subjekt dieser Setzungen. In unserem Fall ist die Antwort klar: für die Wirtschaft der Europäischen Union und für jene der Mitgliedstaaten.

Auf diese Vorgehensweise sollen die „nationalen Roma-Integrationsstrategien“ abgestimmt werden. Diese sollen sich auf vier Kernbereiche konzentrieren: auf den „Zugang zu Bildung, Beschäftigung, Gesundheitsfragen und Wohnraum“. Die nationalen Roma-Strategien sollen „erreichbare Ziele“ festlegen, sich auf die „benachteiligten Mikroregionen“ konzentrieren und „ausreichend finanzielle Mittel aus den nationalen Haushalten“ zur Verfügung stellen, denn „allein mit EU-Mitteln lassen sich sicherlich nicht alle Probleme der Roma lösen“. Zudem sollen Evaluationsmethoden und -stellen installiert, der „Dialog mit der Roma-Zivilgesellschaft“ vorangetrieben und eine „nationale Kontaktstelle“ errichtet werden.

Und Österreich?

Aus diesen Vorgaben ist im Grundsatzpapier des österreichischen Verfassungsdiensts Folgendes geworden: Genauso wie in der Mitteilung der Kommission stehen Politik und Rechte zwar ganz am Anfang, werden jedoch von den wirtschaftlichen Aspekten überlagert. Wobei Österreich sofort in der Einleitung unter Berufung auf die „besonderen Gegebenheiten“ der Strategie klarstellt, die „Pakete mit politischen Maßnahmen im Rahmen der breiter angelegten Politik der sozialen Einbeziehung auszuarbeiten“. Damit ist nichts anderes gesagt, als dass es so wie bisher weiter laufen soll. Genau das ist es, was derzeit in Österreich passiert. Letzten Endes werden in den Ministerien einige Leute ausgesucht und mit der Aufgabe betraut, die Vorgaben maßgeschneidert auf die schon bestehenden Verhältnisse zu trimmen, und am Ende wird da ein weiterer Berg Papier stehen. Es sind die regelmäßigen Stürme in immer wieder neu servierten Wassergläsern, die da inszeniert werden.

Ein für den Diskurs durchaus interessanter Satz in der Einleitung des österreichischen Papiers, der eine Erweiterung des EU-Papier darstellt, ist folgender: „Österreich ist sich bewusst, dass Anerkennung und Wertschätzung der Volksgruppen ein wichtiges unterstützendes Element für den Erhalt der Volksgruppen darstellt und dass diese Wertschätzung durch Politik und Medien vermittelt werden muss.“ Ein durchaus vernünftiger Ansatz, würde man meinen. Aber was ist im zweiten Teil des Satzes mit der „Anerkennung“ passiert? Warum sollen die Volksgruppen von Politik und Medien nur wertgeschätzt und nicht auch anerkannt werden? Da zeigt sich die gesamte Ambivalenz der offiziellen Verhältnisse der Mehrheit zu Minderheiten in Österreich – und zwar in dem, was diese zwei Begriffe im Text bedeuten: Während die Wertschätzung eine psychologische Bedeutung hat und ohne große Anstrengung erteilt werden kann, wurde „Anerkennung“ in den letzten 50 Jahren anders thematisiert, nämlich als ein strukturell bedingter Begriff: Die Anerkennung ist, wie zum Beispiel Charles Taylor gezeigt hat, das, was seitens der Institutionen und gemeinschaftlichen Strukturen mittels rechtlicher und politischer Maßnahmen erteilt werden muss. Ungeachtet dessen sollen mittels ministeriellen Papiers die PolitikerInnen und die Medien zur Wertschätzung beitragen, was ihnen nicht sehr schwer fallen wird, denn gesagt ist leicht etwas – und mit ein paar auf einige Personen individuell zugeschnittenen Preisen wird noch der nötige Schein bestärkt. Die Anerkennung aber, also dort, wo es darum geht, tatsächlich strukturelle Veränderungen herbeizuführen, wird einfach vergessen. Oder auch nicht *vergessen* ...

Interessant ist auch, dass das österreichische Papier im Unterschied zum EU-Papier, wo dieses

Wort nicht vorkommt, mit „Identitäten“ argumentiert. Es werden für die (autochthonen) Roma „Mehrfachidentitäten“ postuliert, so als ob das nicht auch auf die Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung zutreffen würde. Offensichtlich soll hier wieder eine Trennlinie zwischen dem „Wir“ und den „Anderen“ gezogen werden. Das sagt einiges über die Machtverhältnisse aus: Das Papier wurde von Mehrheitsangehörigen für Mehrheitsangehörige über Angehörige von Minderheiten geschrieben – und so kommt eben nur deren Sicht der Dinge zum Vorschein.

Das Spiel mit der Verschiebung von Begriffen scheint im Allgemeinen das Papier des Ministeriums zu charakterisieren: So wird aus dem Titel „Maßnahmen im Kampf gegen Rassismus und Diskriminierung“ im folgenden Satz ein „Kampf gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus“. „Diskriminierung“ verschwindet zugunsten von „Fremdenfeindlichkeit“ und eröffnet damit den Weg für eine psychologisierende und moralisierende Deutung von Rassismus. Ähnlich wie im Falle der „Wertschätzung“: „Fremdenfeindlich“ kann jede/r sein. Der einzige Unterschied dabei ist die Ausrichtung des Begehrens. „Diskriminierung“ ist aber, wenn damit auf Gruppen von Menschen abgezielt wird, ein in das System eingeschriebenes Phänomen; also eines, das nur auf der Systemebene bekämpft werden kann. Dies scheint aber nicht der Absicht der Verwaltungsebene zu entsprechen. Wie könnte es auch sein, würde das doch bedeuten, dass die Verwaltung selbst ihre eigene Praxis infrage stellt. Das ist in Österreich leider noch immer ein Ding der Unmöglichkeit, obwohl genau das ein wichtiges Zeichen für Demokratie-Reife wäre.

Was passiert also in Österreich diesbezüglich? Aus der Dokumentation, in deren Ausarbeitung (leider

namentlich nicht genannte) „Vertreter/innen zahlreicher in Österreich bestehender Vereine, die sich den Interessen der Roma widmen, einbezogen“ wurden, erfahren wir – von punktuellen und teilweise problematischen Bildungsmaßnahmen² und einem umfassenden Forschungsbericht der Grazer Universität abgesehen – nicht sehr viel. Wir erfahren viel über die laufenden Maßnahmen, die sich auf sozial Schwache beziehen, und auch über zu erfolgende Integrationsmaßnahmen, aber nichts über die gezielte Unterstützung der Roma. In dieser Hinsicht muss konstatiert werden, dass der Bericht des österreichischen Verfassungsdienstes entweder sein Ziel verfehlt hat, oder bewusst versucht, die Tatsache zu verdecken, dass es in Österreich kaum etwas gibt, was Roma gezielt unterstützt. Ich denke, dass eher die zweite Vermutung richtig ist.

Die bisher stattgefundenen Treffen im Ministerium, wo das Papier hätte diskutiert werden sollen, scheinen diese Vermutung zu bestätigen. Ob dadurch mehr erreicht werden soll als nur, dass die Zeit vergeht, ist fraglich. Ich lasse mich aber gern vom Gegenteil überzeugen.

2 Verlässlichkeit, Selbstmotivation und persönliche Ordnung als Zielsetzungen der durchzuführenden Roma-Projekte zu haben, bedeutet beispielsweise, dass diese nicht vorhanden sind und somit auch der Gruppe, der sie „beigebracht“ werden sollen, als Mängel zugeschrieben werden.

Romanosmosis

Notizen aus dem Projekt-Blog

Die gesellschaftliche Definition von Roma ist nicht ein auf die wahrnehmbaren Eigenschaften gegründetes Wissen, sondern eine Konstruktion. Dieser Konstruktion geht eine Reihe von interessengeleiteten Setzungen voraus. Setzungen, in denen bestimmte Unterschiede festgelegt werden und womit gleichzeitig bestimmte Ähnlichkeiten oder Gleichheiten verdeckt werden.

Die Strukturierung der Anderen, der MigrantInnen, der Roma, überhaupt der Minderheiten, erfolgt vor allem durch die Zuschreibung des Mangels. Das ist die wahre Bedeutung des Wortes, der zum Kampfausdruck gewordenen „Integration“. Die Roma sollen zu regulären Arbeitskräften werden, ihre Wohnverhältnisse sollen denjenigen der anderen arbeitenden Bevölkerungsteile angeglichen werden und sie sollen zu einer besseren Bildung motiviert werden.

Das ist das Ziel. Die Vorgangsweise, um dorthin zu gelangen, erfolgt durch die Arbeit mit Roma und vor allem an den Roma. Dass diese Bevölkerungsgruppe gerade durch diese Maßnahmen zu dem gemacht wird, was sie ist, nämlich zu Roma, und dass sie zusätzlich als Empfänger von Almosen genau das bleibt, was sie immer war, nur halt dieses Mal in einem größeren Stil, das hinterfragt die EU-Kommission nicht. Das „Roma-Problem“ der Nationalstaaten wird zur einem „Roma-Problem“ der EU.

Tür und Tor

Radostina Patulova

Die Roma-Dekade samt feierlicher Beteuerungen geht langsam zu Ende. Ursprünglich hieß sie übrigens *Decade of Roma Inclusion 2005-2015*, die Inklusion ging anscheinend „lost in translation“, und wir dürfen (uns) fragen, inwieweit dadurch für Roma Tür und Tor zu gesellschaftlicher Inklusion geöffnet wurden.

Türen und Tore führen jedoch ein eigenes und eigenwilliges Leben. Kürzlich fiel mir dazu ein Büchlein in die Hände: „Türe öffnen. Draußen und drinnen, ein Ratgeber für Ahnungslose“, stand da schlicht, das Cover in der nüchternen Aufmachung der 1980er Jahre gehalten. Folgende Begriffsbestimmung ist der definitorischen Leistung des Buches verpflichtet: „Türen sind variable Flächenteile, die an Hohlkörpern zu dem Zwecke angebracht wurden, Menschen oder Objekten auf Veranlassung und durch Lenkungen von ersteren den Eintritt oder den Austritt zu gestatten.“ Um die Auseinandersetzungen des Buches zu wür-

digen und weiter zu treiben, muss hier gefragt werden, ob es nur verschiedenste Türen und Tore gibt, oder ob auch verschiedenen Menschen bzw. Gruppen von Menschen unterschiedliche Türen und Tore offen bzw. geschlossen zu deren Nutzung zur Verfügung stehen.

Einige Menschen wachsen auf, gehen durchs Leben und werden sogar greis, ohne je mit Tür und Tor in Berührung gekommen zu sein, zuweilen sogar ohne sie bemerkt zu haben. Weil sie sich in Räumen bewegen, die – symbolisch gesprochen – mit automatischen Türen ausgestattet sind. Sobald man hereintritt, schaltet sich schon ein Bewegungsmelder, eine Lichtschranke oder eine ähnlich nützliche Einrichtung ein – und schwups, die Tür steht schon geöffnet, und man ist ohne Mühe und Not ins ersehnte oder auch einfach als Ziel gesetzte Innen gekommen. Andere hingegen dürfen ein erfahrungsreiches Leben führen und sämtliche Türtypen von außen kennenlernen: getarnte und unsichtbare Türen, solche ohne Klinken und mit festklemmenden Scharnieren oder Türen, die so schwer sind, als wären sie Burgtore; solche, die sich gar nicht öffnen lassen, oder aber die Flügel plötzlich aufschlagen; solche, die leicht ausschauen, sich später aber als Drehtüren entpuppen, die einen – wie in den guten alten Stummfilmen – erfassen und mitreißen, bis man in der klaustrophobischen Glaszelle eingeschlossen ist, die weder ein Außen noch ein Innen zulässt und vor allem einem horizontal aufgestellten Hamsterrad drohend ähnlich wird . . .

Wem stehen also Tür und Tor offen und wem eben nicht? An welchen Türmechanismen liegt es, dass einige hineinspazieren und andere es nicht mal gebacken kriegen, die Tür zu öffnen? Was erwartet sie, wenn sie es doch schaffen? Falls hier der

Verdacht auf Rhetorik aufkommt, machen wir es ein Stück expliziter und konkreter: Wie sind solche Türen ausgestattet, wenn es auf der Schwelle – z. B. in einem EU-Strategiepapier in der englischen Originalversion – noch von der *Inclusion* von Roma die Rede ist – das heißt immerhin gleiche Rechte bzw. Zugang zu Ressourcen –, im Deutschen aber plötzlich von *Integration*? Wer soll sich wie integrieren, wenn es um eine (nationalstaatliche) Minderheit geht, die seit 600 Jahren im deutschsprachigen Raum lebt? Wie viele Generationen müssen gezählt werden, bis man integriert ist? Ist es genug, bis Gutenberg zurück zu zählen, oder soll sicherheitshalber doch bis Adam und Eva zurückgezählt werden, bevor die ominöse Tür wie die sagenumwobene Sesamtür sich – natürlich nur für die gut in das Geheimnis der Integration Integrierten – öffnen darf? Die Roma-Dekade neigt sich dem Ende zu.

Romanosmosesatellites

Notizen aus dem Projekt-Blog

Die Einteilung in die Mehrheitsbevölkerung und die Roma als Minderheiten scheint so selbstverständlich und in der Natur der Dinge liegend, dass sie sowohl die Körper als auch die Gedanken, sowohl die Orte der Menschen als auch die Räume, in denen sich ihr Alltag und ihre Praxis entwickeln, mitbestimmen. Jede Minderheit hat innerhalb der geltenden Gesellschaftsstruktur eigene, ihr zugeschriebene und naturalisierte Eigenschaften. Bei Roma scheint der Aspekt der Asozialität und des Exotismus im Vordergrund zu sein. Die Ordnung der Mehrheit dagegen bedarf keiner Rechtfertigung, mehr noch, sie bedarf nicht einmal einer gesonderten Erwähnung, denn sie ist die Grundlage, auf der alle anderen Ordnungen der Minderheiten sich konstituieren. Die Ursache der Ungleichheit in der Gesellschaft erscheint somit nicht mehr als Teil des gesellschaftlichen Problems, sondern als Teil eines natürlichen Systems, auf dem die Gesellschaft fußt.

4

Thank You for Flying Romanistan lautete der Titel der Abschlusskonferenz in Berlin. Themen waren die rechtliche und politische Situation der Roma/Romnja in Europa, Stereotypen und die Konstruktion „des Anderen“, Selbstorganisation und die kulturelle Produktion von Roma/Romnja.

Diskutiert wurde auch zu Förderstrukturen und dazu, wie es gelingen kann, „Roma-Projekte“ als Projekte der Roma/Romnja und nicht als mehrheitsgesellschaftliche Projekte für oder über Roma/Romnja zu realisieren. Es wurde nicht nur Kritik an Roma-Industrien im Allgemeinen geübt, sondern auch an paternalistischen Tendenzen, die von einigen Akteur_innen im Projekt selbst geortet worden waren. In Textform bleiben die Analysen zum Projekt von Ljubomir Bratić und Pedro Aguilera Cortés, die die Handlungs- und Denkräume ihrer wissenschaftlichen und aktivistischen Arbeit mit jenen des Projektes verschränkt hatten.

Roma in Spanien: Kultur, Vision und Rechte

Pedro Aguilera Cortés

Romanistan ist ein von der Europäischen Union im Rahmen des Programms Kultur gefördertes Projekt. Sein Hauptziel ist die Beseitigung exotisierender Stereotypen in Bezug auf die Roma-Kultur (Roma-KünstlerInnen sind nur anerkannt, wenn es darum geht, Folklore zu präsentieren – der reale Wert der Roma-Kunst wird unterschätzt).

Das Projekt zielte von Anfang an auf einen Perspektivenwechsel ab: Die Herangehensweise, das „Wesen der Roma“ aus dem Blickwinkel von Folklore und traditioneller Kultur zu begreifen, sollte beendet werden. Es ging darum, durch Anerkennung und Unterstützung einen Weg der kulturellen Emanzipation zu fördern.

Unter dieser Voraussetzung versuchte *Romanistan*, folgende fünf Ziele zu erreichen:

- Kulturarbeit und politische Organisation der Roma zu identifizieren
- Chancen der Kulturarbeit zu erforschen, um Barrieren abzubauen und Räume neu zu defi-

nieren bzw. anzueignen: konkrete Interventionen und Kulturprojekte zu gestalten und zu implementieren

- zu analysieren, auf welche Weise die Kulturarbeit der Roma als „exotisch“ definiert wird, und Strategien gegen die Fortdauer dieser Stereotypen zu entwickeln
- öffentliche Diskussionen über Antiziganismus und Rassismus zu führen sowie produktive Gegenstrategien in kulturellen und politischen Kontexten zu erarbeiten.

Ich werde nun über Kultur im Allgemeinen und Roma-Kultur im Speziellen sprechen. Dabei werde ich darstellen, in welchem Umfang letztere das sogenannte „Roma Universum“ durchdringt, und zugleich einwenden, dass die Roma-Kultur weit über die geförderten künstlerisch-folkloristischen Darstellungen hinausgeht. Ich beziehe damit auch Stellung gegen romantische Gachés¹, die in den meisten Fällen vorgeben, erhalten zu wollen, was sie die Subkultur der Roma-Community nennen. Damit jedoch machen sie den kulturellen Rassismus, unter dem die Roma leiden, unsichtbar oder schreiben ihn gar fort – vor allem in Katalonien, wo ich wohne.

Wie jede Reise hat auch diese einen Anfang – mit einem Fokus auf Kultur. Was ist Kultur? Wie wirkt sich Kultur auf eine ganze Community aus? Das sind die wichtigsten Aspekte, die ich im Folgenden ansprechen werde.

Das Kulturkonzept im erweiterten Sinne und die Roma-Community

In den zwei Projektjahren wurde im Wesentlichen ein erweitertes Kulturkonzept verfolgt, das die verschiedensten kulturellen und künstlerischen Ausdrucksformen der Roma-Community präsentierte.

Diese Herangehensweise zieht sich durch alle in Katalonien durchgeführten Projektaktivitäten. Insbesondere *Romanistan – Festival der Roma-Musik und Kultur*², das im Juni 2012 im Ciutadella Park in Barcelona stattfand, präsentierte lokale Gruppen, künstlerische Bewegungen und kulturelle sowie künstlerische Darbietungen. Dieses Festival wird auf der FAGiC-Webseite folgendermaßen beschrieben: „Mannigfaltige künstlerische und kulturelle Aktivitäten werden an diesem Tag dargebracht: Musikworkshops und Konzerte, künstlerische Workshops, Familienaktivitäten und vieles andere mehr. Das Festival bietet Raum für Ausstellungen und Gemeinschaftsspiele – Aktivitäten, die gemeinsam mit anderen sozialen Organisationen entwickelt werden. Konzerte mit Bands aus dem Balkan und anderen Gegenden Europas bilden den Kern des Festivals. Die Konzerte tragen zur Förderung und Sichtbarmachung der Roma-Musikgruppen bei.“ Wir sehen also, dass Musik und künstlerische Workshops als das Highlight von Kultur im Allgemeinen – und der Roma-Kultur im Besonderen – gelten. Als zweites Beispiel möchte ich auf die Veranstaltung *European Conference of Art – XX jornadas Gitanas de Cultura Gitana FAGiC* im Dezember 2012 in Barcelona

¹ Nicht-Roma in Caló, der Sprache der andalusischen Gitanos.

² Festival Romanistan, weitere Informationen unter: fagic.org/es/quehacemos/eventos/303festivaldemusicayculturagitanaromanistan



Pedro Aguilera Cortés und Guillermo Ruiz,
Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de



Teodora Tabački, Veronika Gerhard,
Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de



Gilda-Nancy Horvath, Ljubomir Bratić,
Nenad Marinković,
Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de

hinweisen, in dessen Rahmen Persönlichkeiten des kulturellen Lebens über ihre Berufserfahrungen, ihre Visionen in Bezug auf eine Roma-Kultur und deren Raum in der Mehrheitsgesellschaft diskutierten.

Das sind nur ein paar Beispiele dafür, dass die Roma-Kultur in der gängigen Vorstellung immer mit künstlerischen Ausdrucksformen verbunden ist. Wir drei Satelliten debattierten untereinander intensiv und hitzig über dieses Thema – wir waren eine interkulturelle und interethnische Gruppe, und die jeweiligen Visionen sind durch die unterschiedlichen Backgrounds und Berufserfahrungen erklärbar.

Meiner Ansicht nach ist die Verwendung des Begriffs „Roma-Kultur“ für künstlerische und/oder visuelle Ausdrucksformen mit der Auffassung vergleichbar, dass ein Eisberg nur sei, was man an der Oberfläche sieht. Dabei wird ignoriert, dass sich das zu entdeckende große Potential unter der Oberfläche befindet und künstlerische sowie kulturelle Ausdrucksformen nur die in Großbuchstaben geschriebenen Teile der Roma-Kultur sind.

Was fassen wir als Kultur auf – und was fassen wir als „Roma-Kultur“ auf? Das ist eine Schlüsselfrage, die uns durch dieses gesamte Dokument begleitet. Ich finde es notwendig, nicht nur die grundsätzliche Bedeutung von Kultur zu verstehen, sondern auch, was das Konzept der „Roma-Kultur“ für uns, die Roma, bedeutet.

Wir werden sehen, dass es vor allem Werte, Bräuche, Unsichtbarkeit und ähnliches waren, die den Roma-Frauen und -Männern bei ihrer wichtigsten Mission während ihrer Existenz in Europa geholfen haben: nämlich zu ÜBERLEBEN.

Kultur und Roma-Kultur

Wer weiß, ob es auf meine akademische Laufbahn, meinen sozialen und professionellen Background zurückzuführen ist, oder vielleicht weil es die Idee ist, die meinem eigenen Verständnis von Kultur am ehesten entspricht. Aber wann immer ich das Konzept von Kultur zu definieren habe, lande ich bei Anthony Giddens, der Kultur als ein Set aus Werten, Normen und Eigenschaften einer bestimmten Gruppe³ definiert.

Die Einfachheit und gleichzeitig die Tiefe dieser Definition bringen uns zu zwei springenden Punkten in Bezug auf die Roma-Kultur, die wir immer sehr positiv beurteilt haben, wenn es um Werte und Normen geht. Unserer Ansicht nach sind diese Werte Grundsätze, die Individuen oder Gruppen darüber haben, was wünschenswert, angemessen, gut oder schlecht ist. Roma erlernen diese Werte bereits ab der Geburt, aber noch mehr in der „ersten Sozialisation“⁴, also während der ersten sieben Lebensjahre, wenn die Roma-Frauen ihre Rolle als Transmitter der Roma-Kultur gegenüber den Kindern wahrnehmen. Dazu passend ein Zitat auf al-andalus.info: „Als Überträgerin dieser kulturellen Werte (z. B. die Sorge um die Familie) hat die Roma-Frau eine Schlüsselrolle inne.“ Roma-Männer und -Frauen wachsen mit diesen Werten auf, die zwar abhängig von Familien, Regionen oder historischen Momenten variieren können, aber es gibt auch gemeinsame Elemente in ganz Spanien.

Zum Beispiel lernen wir in diesem Lebensabschnitt, die FAMILIE als Wert anzuerkennen, und dass alles, was wir als Roma im Laufe unseres Lebens tun, wohl oder übel auch unsere Familie betrifft. Ein Roma-Mann oder eine Roma-Frau wird immer unter dem Einfluss der Familie stehen, weil schon der Sozialisationsprozess und die Unterstützung der Familie ausschlaggebende Faktoren dafür sind, als vertrauenswürdige Roma angesehen zu werden.

Ein anderer Wert, den Roma-Männer und -Frauen schon in ihrer frühen Sozialisation erlernen, ist der Respekt vor den Älteren. Dieser Respekt wird während der ganzen Lebenszeit genährt.

Die Werteliste der Roma-Community kann so vielfältig sein, wie es Roma auf der Welt gibt, aber einer ihrer bekanntesten Werte ist die Solidarität innerhalb der Gruppe. Diese Solidarität tritt vor allem in jenen Situationen am sichtbarsten zutage, die von der Community als „schlecht“ oder „negativ“ gesehen werden, wie im Falle von Krankheiten oder Tod. Es ist nicht mein Ziel, eine detaillierte Auflistung der Werte zu erstellen, die die Roma-Kultur prägen, aber ich möchte die Bedeutung für die Entwicklung eines Selbstbewusstseins aufzeigen, zuerst im Verhältnis zur Roma-Community und in weiterer Folge zur Mehrheitsgesellschaft.

Ein anderer Aspekt in Giddens' Definition bezieht sich auf die Regeln rund um individuelles Handeln. Für uns stehen diese Regeln in einer sehr engen Verbindung mit sozialer Kontrolle, die von der Community selbst ausgeübt wird. Regeln sind in der Roma-Community Teil eines „ungeschriebenen Codes“, der je nach Familie und/oder Region Differenzierungen aufweist, aber viele

3 Giddens, A., Sociología, Alianza Universidad, Madrid, 1994.

4 Das Konzept der Sozialisation bezieht sich auf einen sozialen Prozess, demzufolge Kinder ein Bewusstsein für Normen und Werte entwickeln und sich einen Sinn für das eigene „Selbst“ im Verhältnis zur Gemeinschaft aneignen. Vgl.: A. Giddens, 1994.

gemeinsame Elemente enthält. Dazu ein Beispiel: Eine Verhaltensregel gegenüber Älteren innerhalb der Community besagt, dass man sie nicht stören, mit ihnen nicht streiten oder mit Geringschätzung begegnen darf. Oder eine andere Regel bezüglich Solidarität besagt, dass man Menschen, die in Not sind, Schutz bietet oder im Fall von Krankheit oder Tod ökonomische Unterstützung zuteil werden lässt.

Zur weiteren Vertiefung der Roma-Kultur möchte ich gerne eine Definition des Aktivisten Agustín Vega Cortés in Erinnerung rufen: „Was die Kultur der Roma ausmacht, sind die Sprache, die Gesetze, die Traditionen, Bräuche, Riten sowie die künstlerischen Ausdrucksformen, die von den Roma als die eigenen akzeptiert und anerkannt werden, sofern sie den Alltag widerspiegeln.“⁵

Wenn wir diese Definition analysieren und der Arbeit von Humberto García folgen, können wir Determinanten der Roma-Kultur im weitesten Sinn identifizieren:

- a) Das Gefühl, ein Volk, eine Ethnizität und eine Minderheit zu sein:
Roma erklärten sich 1971 damit einverstanden, von den Vereinigten Nationen als ein Volk ohne Territorium angesehen zu werden. 2003 forderten wir diese Anerkennung von der UNO erneut. Denn angesichts des Nichtvorhandenseins eines eigenen Territoriums ist die Ethnizität der entscheidende Faktor, dass wir uns als Volk fühlen. Ethnizität wird hier als eine breite Palette kultureller Praxen und Sichtweisen verstanden, die eine Community von anderen unterscheidet. In diesem Sinne

hat die Roma-Community ihre Ethnizität parallel zum Konzept der Identität herausgebildet – die Identität des Volks der Roma hat sich immer in Opposition zur Mehrheitsgesellschaft entwickelt, und oft auch völlig von ihr ausgeschlossen. Aus diesem Grund wird das Konzept der Minorität häufig dafür gebraucht, um die Identität der Roma-Community ebenso zu verteidigen wie auch die Nicht-Assimilierung und/oder die kulturelle Anpassung.

- b) Identitätsstiftende Bräuche
Diese Bräuche werden vor allem bei festlichen Ereignissen zelebriert, wie bei Hochzeiten oder anderen Feierlichkeiten, bei denen die Familie im Mittelpunkt steht. Wir identifizieren uns auch über gewisse Riten wie Taufe, Trauung oder Trauer.
- c) Sprache
Sprache ist eines der wichtigsten kulturellen und identitätsstiftenden Elemente eines Volkes. In Spanien ist Romanes aufgrund einer Vielzahl von „Anti-Zigeuner-Gesetzen“ auf der Iberischen Halbinsel im Laufe der vergangenen 500 Jahre beinahe verschwunden. Diese Gesetze verbieten uns unter anderem, unsere Sprache zu sprechen. Die Roma-Community in Spanien und Katalonien konnte daher nur durch die Aufgabe der Roma-Sprache überleben und entwickelte ihren als Caló bezeichneten „Pogadolect“⁶, der für die Roma-Com-

⁵ Vega Cortés, Agustín, Los gitanos en España, Jóvenes contra la intolerancia, Zafra, 1994.

⁶ Jiménez González zufolge ist *Pogadolect* „ein Idiom, das seine grammatische Struktur der Sprache A entlehnt, in die das Vokabular einer Sprache B einfließt“. Siehe: Jiménez González, „¿El romanó, el caló, el romanókaló o el gitaño? Cincuenta y tres notas sociolingüísticas en torno a los gitanos españoles“, in *Anales de Historia Contemporánea* 25 (2009), S. 152.

munity der ganzen Iberischen Halbinsel zur Sprache des Überlebens wurde.

Die Sprache ist eines jener Elemente, die die jüngeren Roma-Generationen zurückzugewinnen versuchen. Sie sind besser ausgebildet, besser integriert und weisen einen höheren Grad der sozialen Partizipation auf als der Rest.

Beinahe unsichtbare Kultur

Mit einem Kultur-Konzept abseits von Klischees und auch der reinen Verknüpfung mit musikalischen und künstlerischen Elementen können wir beurteilen, wie viel die Roma-Kultur in Spanien tatsächlich wiegt.

Die Roma-Community ist in den Augen der Mehrheitsgesellschaft im Allgemeinen mit folkloristischen Aspekten verbunden, oder basiert einfach auf einer falschen Integrationsrhetorik, die nur die „positiven“ Elemente der Roma-Kultur assimilieren will, während die Geringschätzung für andere Elemente bestehen bleibt.

Aus pädagogischer Perspektive ist es sehr interessant, dass die Roma-Kultur im Bildungswesen gänzlich unsichtbar ist. Professor Calvo Buezas⁷ zufolge kommt die Roma-Kultur weder in den Lehrbüchern noch in den Lehrplänen der Pflichtschulen Spaniens (von 6 bis 16 Jahren) vor. Buezas hat in seinem Werk den Inhalt von Büchern in der Grund- wie auch der Oberstufe analysiert. Nach einer Durchsicht von 218 Büchern weist er darauf hin, dass die Roma-Kultur in diesen Werken nicht existent ist.



Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de



Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de



Foto: Nihad Nino Pušija / fotofabrika.de

⁷ Calvo Buezas, Tomás. ¿España racista? Voces payas sobre gitanos. Anthropos, 2000.

Ebenso wenig ist die Roma-Kultur in Zentral- und Osteuropa sichtbar. Dazu Teresa Sordé⁸: „Sobald Roma die Schule besuchen, sind sie mit der Herausforderung konfrontiert, die Sprache der Mehrheitsgesellschaft jenes Landes zu erlernen, in dem sie leben – ein Umstand, der vielfach zur Segregation führt. Unsichtbarkeit manifestiert sich: in der Sprache, in der pädagogischen Praxis, in der Einbeziehung der Familien, im Entscheidungsfindungsprozess, im Kalendarium und in den Zeitplänen, in der Musik genauso wie in den vermittelten Traditionen.“

Die Roma-Kultur hat im Laufe der Geschichte der Iberischen Halbinsel verschiedene Etappen durchschritten, stets in enger Verbindung mit einer Pro- und Kontra-Roma-Politik. Es ist klar, dass eine Community, die nunmehr seit 530 Jahren auf dieser Halbinsel existiert, beinahe jede Form der Politik in Bezug auf ihre Ethnizität und Kultur erleiden musste. Torrens' Klassifikation sieht sieben Typen von Politiken gegenüber Ethnizitäten und Minoritäten vor⁹, die er in inklusive und exklusive unterteilt. Die inklusiven Politiken begründeten sich auf Integration, zwei wichtige Typen sind hier zu nennen: Multikulturalismus und Interkulturalität. Exklusive Typen sind laut Torrens Assimilation, Vertreibung und Genozid. Die Hauptcharakteristik dieser auf Kultur bezogenen Politiken ist vielfach die gleiche: das Erreichen der Unsichtbarkeit, sei es durch die Vernichtung der Angehörigen dieser Kultur, etwa durch Genozid; sei es aber auch durch das Fehlen kultureller Präsenz aufgrund von Vertreibung oder durch eine Unterdrückung der Kultur im Zuge von Assimilation. Selbst im Kontext

der inklusiven Politiken wie Multikulturalismus und Interkulturalität finden sich Elemente eines kulturellen Rassismus, der in der Mehrheitsgesellschaft verankert ist.

In Spanien wurden einige Versuche unternommen, um die Sichtbarkeit der Roma-Kultur zu erhöhen, einer der wichtigsten war die Gründung des Instituts der Roma-Kultur in Spanien (Instituto de Cultura de España). Dieses Institut wurde als staatliche Stiftung ins Leben gerufen, gefördert durch das Kulturministerium. Es zielt auf die Entwicklung und Förderung der Sprache, Kultur und Geschichte der Roma. Durch Studien, Forschungsarbeiten und Publikationen soll der Wissensstand über die Roma verbessert werden und zu ihrer Anerkennung beigetragen werden. Das Institut der Roma-Kultur in Spanien¹⁰ möchte der Gesellschaft das legitime Streben der spanischen Roma, die vollen Bürgerrechte unter Beachtung ihrer kulturellen Identität zu erreichen, vermitteln.

Allerdings lag der Fokus des Instituts während der ersten sechs Jahre eher auf der Unterstützung der „Organisation akademischer und kultureller Events und auf der Starthilfe für Roma-KünstlerInnen“. Meiner Meinung nach sollte diese Institution auch eine kritische Vision zur Verbesserung der Sichtbarkeit der Roma-Kultur innerhalb der Mehrheitsgesellschaft entwickeln, auch wenn die Vermittlung der Schlüsselemente der Normen und Werte der Roma dem Institut nicht hoch genug anzurechnen ist.

8 Sordé, Teresa. Reivindicacions educatives de la dona gitana. Galerada, 2006.

9 VV.AA, Ideologías y movimientos políticos contemporáneos. Tecnos, 2001.

10 institutoculturagitana.es/inicio.php

Erkenntnisse und Schlussfolgerungen:

1. Das Projekt *Romanistan* hat sich Ziele gesetzt, die einen Langzeitplan erfordern. Die zwei Projektjahre waren ausreichend, um eine erste Grundlage zu schaffen und einige Etappenziele zu erreichen – wiewohl es uns nicht gelungen ist, einen homogenen Diskurs zu entwickeln, um die Roma-Kultur über punktuelle Aktivitäten hinaus zu fördern.
2. Meiner Meinung nach hätten wir eine Definition der Roma-Kultur vorlegen sollen, die mit den Regeln und Werten der Community, ihrer Sichtbarkeit und ihrem spezifischen Gewicht innerhalb der Mehrheitsgesellschaft verbunden ist.
3. Die Roma-Kultur ist in der Rechtsprechung des Staates noch nicht ausreichend berücksichtigt. Es ist richtig, dass sie auf regionaler Ebene bereits einigermaßen wahrgenommen wird, wie etwa durch die Anerkennung der Roma-Kultur in der katalanischen Verfassung.¹¹ Der Artikel 42 schreibt fest, dass das soziale, kulturelle und religiöse Zusammenleben aller in Katalonien lebender Personen sichergestellt wird, genauso wie der Respekt gegenüber der Vielfalt ethischer und philosophischer Überzeugungen. Auch wird die Anerkennung der Kultur der Roma garantiert, um die historische Realität dieses Volkes zu bewahren. Aber ungeachtet der gesetzlichen Anerkennung gab es weder einen spezifischen Plan zur Förderung der Roma-Kultur, noch eine von Roma geleitete öffentliche Institution, um die eigene Kultur in der Mehrheitsgesellschaft bekannt zu machen.
4. Es gibt auf der Iberischen Halbinsel einen stark ausgeprägten kulturellen Rassismus, wobei auf der einen Seite die Mehrheitsgesellschaft kulturelle und als exzellent angesehene Ausdrucksformen aufgreift, assimiliert und sich zu eigen macht, während sie auf der anderen Seite all jene ausschließt und diskriminiert, die für sie nicht von Interesse sind. Dieser kulturelle Rassismus wird im Flamenco und in den Stierkämpfen besonders deutlich.
5. Es ist von entscheidender Bedeutung, Aktivitäten für die Sichtbarkeit der Roma-Kultur bereits an der Basis zu fördern, z. B.: Sichtbarkeit der Roma in den Lehrbüchern der Pflichtschulen, positive Imagebildung bei Roma- und Nicht-Roma-Kindern sowie Literatur- und Kunstpreise zum Thema Roma innerhalb der Mehrheitsgesellschaft.
6. *Romanistan* ist ein gutes Projektbeispiel zur Förderung der Roma-Kultur, aber wir müssen die Planungsinstrumente besser nutzen, verstärkt Visionen entwickeln und noch mehr in Erfahrung bringen, was von den Stakeholdern, die am Projekt beteiligt sind, erwartet wird.
7. Die Roma-Community ist begierig darauf, ihrer Kultur mehr Sichtbarkeit zu geben, aber es gibt einen Mangel an Mitteln, dies umzusetzen. Es braucht ernsthafte und langfristig angelegte Aktionen und Angebote, die die Roma-Männer und -Frauen einbeziehen und zu ProtagonistInnen machen.

¹¹ Estatut de Catalunya, siehe: gencat.cat/generalitat/cas/estatut/titol_1.htm#a4

Das Prinzip Antidiskriminierung und die Allianzenbildung

Ljubomir Bratić

Es ist nicht dasselbe, gegen Diskriminierung eingestellt zu sein und gegen Diskriminierung aktiv zu handeln. Der zweite Sachverhalt mag den ersten als Voraussetzung haben, der erste aber impliziert keineswegs den zweiten: Wenn eine Handlung nach Möglichkeit keine Diskriminierung reproduziert, dann ist das zwar positiv zu bewerten, aber antidiskriminatorisches Handeln verlangt darüber hinaus, dass der Normalität der Diskriminierung entgegengewirkt wird, um sie letztendlich zu überwinden. Strukturen müssen so transformiert werden, dass zukünftig die Machtasymmetrie abbauende Handlungen daraus hervorgehen.

Die Effektivität des Wirkens gegen die Diskriminierung der Minoritären lässt sich dadurch steigern, dass kontinuierlich in folgenden Bereichen gearbeitet wird: (Self)Empowerment betreiben, Normalität begreifen, Asymmetrien im eigenen Einflussbereich benennen, alternative Modelle

entwickeln, Allianzen bilden und Konflikte positionieren bzw. inszenieren.

(Self)Empowerment betreiben heißt, gemeinsame Handlungs-, Entscheidungs- und Interventionskompetenzen der diskriminierten Gruppen oder Individuen als ökonomische und politische Einheiten zu stärken, wirtschaftliche Kreisläufe zu schaffen und zu erhalten, politische Subjektivierung, Selbstvertretung und Sinnproduktionseinheiten zu fordern, StellvertreterInnenpolitik zu delegitimieren und verinnerlichtes Herrschaftsdenken und -verhalten zu bearbeiten.

Die Normalität begreifen heißt, das Selbstverständliche und damit Unbegriffene der diskursiven Bearbeitbarkeit zuzuführen. Es heißt, die bislang unbegriffenen oder unbenannten Realitäten durch Reflexionsarbeit, Schaffung entsprechender Wissensobjekte und deren Einführung in Diskurse, die Verhältnisse aus dem Bereich des Un-Verstandenen, der herrschenden Normalität herauszuholen und sie zum Gegenstand bewussten politischen Handelns zu machen.

Asymmetrien im eigenen Einflussbereich benennen heißt, vorhandene Diskriminierungen im eigenen Feld auszuloten und die eigene Position in der rassistischen Asymmetrie offenzulegen. Es heißt, auf Ausgleich hinzuwirken, im Bestehenden möglichst wenige Diskriminierungen zu reproduzieren und egalitäre Richtlinien zu implementieren.

Alternative Modelle entwickeln heißt, Inputs für übergreifende gesellschaftliche Auseinandersetzungen zu formulieren, Ideen für eine bessere und diskriminierungsfreie Gesellschaft beizusteuern und daran zu arbeiten.

Allianzenbildung heißt, konkret Motivationen und Interessen von anderen politischen AkteurInnen auszuloten, an der Attraktivität und Verständlichkeit der eigenen Position zu arbeiten, in Kooperatio-

nen einzutreten, Institutionen durch befreundete Drehpunktpersonen zu infiltrieren und Ressourcen zugänglich und verfügbar zu machen.

Und schlussendlich in dieser keineswegs zu Ende geführten Liste: Konfrontation, Konflikte positionieren bzw. inszenieren heißt, lohnende Auseinandersetzungen mit hohem Verbreitungsgrad zu suchen, die eigenen Positionen zu schärfen und die eigenen Diskurse im Rahmen von weithin beobachteten Konfrontationen effektiv zu verbreiten.

Allianzenbildung

Das Streben nach Bildung von Allianzen fußt auf der Annahme, dass im Rahmen bestimmter gesellschaftlicher Situationen Parallelisierungen der Interessen diverser – nicht nur politischer – AkteurInnen notwendig sind, um die aus der Gemeinsamkeit entstehenden Potentiale optimal nutzen und die gemeinsamen Interessen stärker fördern zu können. Unter dem Begriff Allianzenbildung sind jene Interaktionen im politischen Feld zu verstehen, bei denen versucht wird, bestimmte Gruppen im Rahmen einer Konfrontationsstellung zu einem zu bekämpfenden Gegenüber auf eine Seite zu ziehen und damit ihre Position zu stärken. Auf diese Art sollen die Asymmetrien in den Machtbeziehungen neu verteilt werden. In der Praxis handelt es sich dabei keinesfalls um geregelte und kontinuierliche Prozesse, die der Notwendigkeit der geplanten Interaktion der jeweiligen PartnerInnen in einer langfristigen Perspektive entsprechen. Vielmehr handelt es sich um temporäre Parallelisierungen, die je nach Geschick, Konjunktur und Konstellation mehr oder weniger brüchig sind. Was Allianzen zusammenhält, ist der von der Entwicklung der Situation versprochene Nutzen durch den Transfer diverser Kapitalsorten, die in der jeweiligen



Foto: Matthias Reichelt



Filiz Demirova, Teodora Tabački, Veronika Gerhard,
Foto: Matthias Reichelt



Foto: Matthias Reichelt

soziopolitischen und ökonomischen Situation, in der sich die AkteurInnen befinden, bezogen und aktiviert werden können.

Die Allianz entlang der Linie des Projektes *Romanistan*

Eine Allianz ist ein Ergebnis der Analyse der Kräfteverhältnisse, die dazu führt, dass in bestimmten Situationen TrägerInnen verschiedener ideologischer Standpunkte der Meinung sind, dass sie nur durch Parallelisierung – nicht nur der Interessen, sondern auch der Wirkungsmöglichkeiten – mehr zu ihrer eigenen Ausbreitung beitragen können. Werfen wir jetzt einen Blick auf das Projekt *Romanistan*. Es ist ein EU-Projekt im Kulturfeld, das sich als Aufgabe gestellt hat, die Grenzen dieses Feldes im Hinblick auf die Möglichkeit auszuloten, Politik zu betreiben. Die Projekte, die von einer Kommission ausgewählt wurden, sind nicht neutral, sondern sie werden nach einer bestimmten Logik vergeben. In unserem Fall ist das die Logik der von der EU ausgerufenen Romadekade, die sich in eine jahrhundertelange andauernde Logik der Normalisierung der „Anderen“ einfügt. Roma, die aus sogenannten Drittstaaten kommen, werden in dem Diskurs, der sich mit der „Integration“ von Roma in der EU befasst, nur marginal behandelt.

Ein beträchtlicher Teil der Roma in Österreich sind nicht österreichische StaatsbürgerInnen – sie kommen, den traditionellen „GastarbeiterInnen“ folgend, aus Serbien und Kosovo oder aus den östlichen EU-Nachbarländern Österreichs: der Slowakei, Tschechien und Ungarn. Diese Gruppen fallen nicht unter die Maßnahmen zur Anerkennung der Roma und Sinti als Volksgruppe in Österreich, sondern unter solche der „Integration der Drittstaatsangehörigen“. Diese wiederum zielen

aber nur auf diejenigen, die sich „rechtmäßig“ in einem „Mitgliedstaat“ aufhalten. Somit wird mit dem EU-weiten Diskurs, der vorgibt, dazu zu dienen, die Diskriminierung der Roma zu verringern, eine implizite Trennungslinie eingeführt. Diese legt fest, wo künftig die Diskriminierungen gegenüber Roma als legitim und wo sie als illegitim zu betrachten sind. Alle expliziten „Romagesetze“ in der Geschichte und überhaupt alle Gesetze, die sich auf die sogenannten Minderheiten beziehen, führen diese Unterschiede in den Diskurs und folglich auch in der Praxis (oder umgekehrt) ein.

Romanistan bricht mit dieser Logik: Das Projekt wurde initiiert vom Roma Kultur Zentrum Wien (RKZW) und beantragt und koordiniert von der IG Kultur Österreich (IGKÖ). Die unmittelbaren Interessen dieser zwei Organisationen sind nicht deckend: RKZW ist ein Verein der Roma aus Serbien, die IGKÖ eine Interessenvertretung der vielen Kulturinitiativen in Österreich. Die IGKÖ ist somit auch gewissermaßen die Interessenvertretung des RKZW, womit – durch die Frage nach der Repräsentation und deren Legitimität – von vornherein eine Machtasymmetrie besteht. Dieses Machtgefälle wurde im Laufe des Projektes teilweise in Frage gestellt, indem ein bestimmtes Wissen und bestimmte Fertigkeiten an das RKZW weiter gegeben wurden und indem es viele Versuche gab, auch unmittelbar die Zukunft des Vereines zu sichern. Aufgehoben wurde es trotzdem keinesfalls. Die Machtasymmetrie kann nicht in einem kleinem Projekt in Frage gestellt werden, denn die zwei Organisationen stehen nicht für sich alleine da, sondern sie widerspiegeln die realen gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen diese Asymmetrien gesetzt und tradiert werden. Allerdings, allein die Tatsache, dass ein Verein der „anderen“ Roma, also von Roma und Sinti, die nicht

zu den im österreichischen Volksgruppengesetz anerkannten Roma gehören, ein gemeinsames Projekt mit der IGKÖ durchführt, ist ungewöhnlich und wirksam genug. Die Verbindungen zwischen Selbstorganisationen der MigrantInnen in Österreich und der Kulturszene, auch wenn diese sich als radikal bezeichnet, sind sehr selten oder kaum vorhanden. In dieser Hinsicht kann konstatiert werden, dass *Romanistan* dazu beigetragen hat, in der Kulturszene erfolgreich einen kleinen Platz für die Anderen der Romacommunity zu beanspruchen.

Die Parallelisierung der Interessen, die das RKZW und die IGKÖ vorgenommen haben, erfolgte entlang der Linien der Machtasymmetrie zwischen den gut organisierten und institutionalisierten Wissensträgern über die Funktionsweisen der Kulturszene in Österreich einerseits und dem selbstorganisierten, teilweise an der Sicherung der unmittelbaren materiellen Interessen, aber auch an der weiteren Positionierung im Kulturfeld interessierten RKZW andererseits. Zu beobachten war dabei, dass beide Organisationen während des Projektablaufs Abstriche von ihren Vorhaben machen mussten. So musste z.B. die IGKÖ lernen, dass die Folklore – in den verschiedenen Formen von Musik-, Kunst- und Kulturproduktion – auch jenseits des exotisierenden Blicks eine wichtige Funktion hat: Die vielfältige Musikszene der Roma und der anderen Minderheiten hat oft auch die Funktion, Räume zu schaffen, in denen die Gruppe sich selbst zelebriert und dadurch als solche erkennt. Dies in Frage zu stellen, wäre gegen die proklamierte Absicht, das (Self)Empowerment der Minoritären und die Sinnproduktion zu fördern.

Gleichzeitig wurde durch die 30 als Kurzfilme gestalteten und auf Youtube präsentierten

Interviews mit diversen Romni und Roma in Wien, Berlin und Barcelona eine Möglichkeit der Selbstartikulation im kulturellen Feld geschaffen (siehe auch den Text von Almir Ibrić). Diese Kurzfilme fanden über das Projekt hinaus eine Fortsetzung in der im Community-Fernsehen OKTO-TV in Wien laufenden, vom RKZW gestalteten Monatssendung „PanoRoma“. Auch bei der Absicht, das angesammelte Know-how über Strukturen und Funktionsweisen der Kulturszene an eine Selbstorganisation der Roma-Migrantinnen weiter zu geben, mussten Abstriche gemacht werden. Die Weitergabe und somit die Stärkung der Zukunftsorientierung erfolgte viel mehr mittelbar, vor allem durch die Notwendigkeit, eine gemeinsame Zeit in einem gemeinsamen Raum im Hinblick auf die gemeinsam zu erfüllenden Ziele zu meistern. Die Versuche der IGKÖ, gemeinsam mit dem RKZW weitere Projekte zu entwickeln, sind nur teilweise geglückt. Dafür gibt es für einige Mitglieder des RKZW einen Einblick in mehrere für sie bisher unbekannte Felder: erstens in die Funktionsweise und Wissensbestände einer Interessenvertretung der Kulturinitiativen, zweitens in die Funktionsweisen und Notwendigkeiten eines EU-Projektes, drittens in die Vernetzung mit anderen Roma-Selbstorganisationen, unmittelbar in Berlin und Barcelona, mittelbar aber auch breiter. Dieses symbolische Kapital, das das RKZW erworben hat, kommt als Mehrwert zur unmittelbaren materiellen Sicherung dazu, die in so einem Verein eine viel größere Rolle spielt, als in einer etablierten und lange tradierten Interessenvertretung.

Es bleibt noch die Frage, ob die stattgefundene Kooperation, die von Juni 2011 bis Mai 2013 dauerte, eine Alliansituation war? Nach der oben angeführten Definition von Allianzen, die eine Konfliktsituation und ein gemeinsames Interesse

an der Vergrößerung der Durchsetzungspotentiale haben, ein Sachverhalt also, der sich in einem politischen Feld ereignet, können wir im Kulturfeld nur mittelbar von einer Allianz reden. Das Kulturfeld, auch wenn das oft behauptet wird, ist kein Ort der Politik. Es ist ein Ort, wo das Politische, das Denken und die Diskurse des Politischen, gepflegt werden können. Durchgeführt und unmittelbar erkämpft werden müssen diese Diskurse aber im politischen Feld, durch die Mittel, die dort zu Verfügung stehen. In diesem Sinne kann vom Kulturprojekt *Romanistan* behauptet werden, dass es mit allen öffentlichen und internen Diskussionen, mit Kultur- und Kunstproduktion, mit Workshops, mit Konferenzen und mit der Diskursarbeit, die während dieser Zeit erfolgte, durchaus das Terrain für politische Allianzen in Richtung Politik vorbereitet hat, selbst aber in einem kulturellen Feld verortet geblieben ist – oder positiv gedacht: verortet bleiben musste.

Autor_innen
und Übersetzer_innen





Pedro Aguilera Cortés

Roma-Aktivist, war von 2008 bis 2012 in stellvertretender Funktion spanischer Experte in

der Europäischen Kommission gegen Rassismus und Intoleranz (ECRI). Er ist Berater der Fundación Pere Closa, die sich vor allem in Bildungsfragen für die Roma in Katalonien engagiert sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter des Projekts *Romanistan*.



Foto: Patrick Kwasniewski

Katalin Bársony

Filmemacherin und Geschäftsführerin der Budapester Romedia Foundation. Ihre Dokumentarreihe *Mundi Romani* über Roma Communitys in der ganzen Welt gewann den Preis für die Annäherung der Kulturen der UNESCO und lief in Ungarn auf dem öffentlich-rechtlichen Sender Duna TV.

Aylin Basaran

Doktorandin am Schwerpunkt Visuelle Zeit- und Kulturgeschichte am Institut für Zeit-

geschichte und Lehrbeauftragte am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien.



Ljubomir Bratić

Philosoph, Sozialwissenschaftler, Flüchtlingsbetreuer und freier Publizist. Lebt in Wien.

Mitarbeiter im Integrationshaus Wien. Wissenschaftlicher Begleiter des Projektes *Romanistan*. Monographie *Die Zweite Generation. Migrantenjüngliche im deutschsprachigen Raum* (1994); Herausgeber des Buches *Landschaften der Tat. Vermessung, Transformationen und Ambivalenzen des Antirassismus in Europa* (2002); Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Kulturrisse*; Monographie *Politischer Antirassismus. Selbstorganisation, Historisierung als Strategie und diskursive Interventionen* (2010).



Hamze Bytyci

Interkultureller Familienberater, Schauspieler und Medienpädagoge. Er ist Gründungs-

vorsitzender von Amaro Drom e.V. und beteiligt sich auch an diversen Organisationen und Initiativen, u. a. an der Kampagne „alle bleiben!“, an der „International Romani Film Commission“, der Sendung „Radio Core!“ und als Stifter an der Stiftung Hildegard Lagrenne. Zurzeit leitet er den Verein RomaTrial e.V.

Markus End

Promoviert an der TU Berlin zu Struktur und Funktionsweisen des modernen Antiziganismus

und ist Mitherausgeber der Sammelbände *Antiziganistische Zustände*.

unrast-verlag.de/autor_in/markusend-696



Gilda-Nancy Horvath

In Wien als Angehörige der Lovara-Roma geboren. Sie ist als Journalistin der ORF Volksgruppenredaktion in TV/Hörfunk und online tätig sowie europaweit als Expertin und Aktivistin beschäftigt.



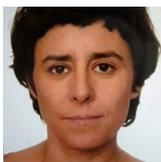
Marty Huber

Aktivistin im Lila Tipp, der Lesbenberatung in der Rosa Lila Villa, Radiomacherin und Sprecherin der IG Kultur Österreich.



Almir Ibrić

In Visegrad (Bosnien) geboren. Philosoph, Referent der MA 17 (Integration); Lektor an der Universität Wien und im Zentrum für soziale und interkulturelle Kompetenz der JKU Linz. philosophiebuch.com



Patricia Köstring

Freie Journalistin; Lektorate, Übersetzungen aus dem Englischen; freiberufliches Projektmanagement und Moderationstätigkeiten im Bereich Kulturpolitik; Produktionsorganisationen im Bereich Bildende Kunst; seit 2002 Mitglied der Kulturrisse-Redaktion; zuletzt Mitarbeiterin bei *Romanistan*.



Anna Mirga

Doktorandin in Sozial- und Kulturanthropologie an der Universität Autònoma de Barcelona. MA in Europäischer Integration und in Vergleichende Zivilisationsstudien. Roma-Aktivistin, Mitgründerin der Roma Bildungsorganisation Harangos (Polen) und der Roma Jugendorganisation Ternikalo XXI (Spanien). Co-Autorin der vor kurzem veröffentlichten Studie *Lost in Action? Evaluating the six years of the Comprehensive Plan for the Gitano Population in Catalonia*, die von der Federation of Roma Associations in Catalonia (FAGiC) und der EMIGRA Research Group (Universität Autònoma de Barcelona) koordiniert und von Open Society Foundations finanziert wurde. Derzeit ist sie Mitglied der Open Society Foundations Roma Initiative.



Radostina Patulova

Kulturwissenschaftlerin, arbeitet an der Schnittstelle zwischen Kulturarbeit, Antirassismus und Migration. Redaktionsmitglied von *Kulturrisse* (kulturrisse.at) und von *migrazine* (migrazine.at).



André J. Raatzsch

Lebt als Bildender Künstler und Kurator in Berlin und Budapest. Seit 2005 Teilnahme

an zahlreichen ungarischen und internationalen Ausstellungen sowie Umsetzung mehrerer künstlerischer und kultureller Projekte. Derzeit im letzten Jahr eines Doktorandenprogramms an der Ungarischen Hochschule für Bildende Künste zum transdisziplinären Forschungsthema *The Roma Image Studio*. raatzsch.com/wp



Foto: Christian Umerhuber

Simone Schönett

Jahrgang 1972, ist eine österreichische Jenische. Sie war Mitbegründerin des Jenischen

Kulturverbandes in Österreich und ist Mitglied des transnationalen jenischen Vereins *schäft qwant*. Sie lebt als freie Schriftstellerin in Kärnten. In ihrem 2010 erschienenen Roman *re:mondo* (Edition Meerauge) erzählt sie von den weitgehend unbekanntem Jenischen. 2012 erschien (ebendort) ihre Novelle *Oberton und Underground*.



Erika Thurner

Professorin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck.



Erika Doucette

(Deutsch-Englisch)

Übersetzt, forscht, unterrichtet und denkt an den Schnitt-

stellen und in den Politiken und Zwischenräumen von Kultur(arbeit/theorien), Raum, Gender, Sexualitäten und darüber hinaus.



Nicolás Jiménez González

(Englisch-Romanes)

Lebt in Mutxamel, Alicante. Er bereitet seine Doktorarbeit in

Soziologie zum Thema „Auswirkungen des Antiziganismus auf die Gesundheit“ vor. Er ist Berater des Instituts für Roma-Kultur und des Autonomen Verbands der Roma Organisationen von Valencia sowie Lehrbeauftragter an der Universität von Alcalá de Henares. Zuletzt hat er ein Lehrbuch für Romanes veröffentlicht: *Sar san? ¿Cómo estás?* (2012, Instituto de Cultura Gitana, Madrid). Er hat u. a. Erfahrung mit literarischen Romanes-Übersetzungen, z. B. übersetzte er Autoren wie Rajko Djuric, Jose Heredia oder Santino Spinelli.



Marta Malo de Molina

(Englisch-Spanisch)

Bachelor in Geschichte/Geografie (Universidad Autónoma

de Madrid). Seit 1996 arbeitet sie als Übersetzerin (Englisch, Italienisch und Niederländisch).

Sie beschäftigt sich mit der Weiterentwicklung des theoretischen Diskurses über Macht, Gender, Grenzen und Governance sowie Aktivismus und kooperative Kunstpraxen. Sie übersetzt u. a. Texte von G. C. Spivak, Toni Negri, Mariarosa Dalla Costa, Chin-tao Wu, Z. Bauman, S. Žižek, F. Jameson und M. Davis.

zenobia-traduccion.net

manosinvisibles.net

R MANISTAN



Projektbeteiligte

Romanistan. Crossing Spaces in Europe ist ein von IG Kultur Österreich (Wien), Roma Kulturzentrum (Wien), Amaro Drom e.V. (Berlin) und der Federación de Asociaciones Gitanas de Cataluña / FAGiC (Barcelona) gemeinsam getragenes Projekt, das im Rahmen des Programms Kultur (2007-2013) der Europäischen Kommission durchgeführt wurde.

Amaro Drom e.V., Berlin

Amaro Drom e.V.
Weichselplatz 8
12045 Berlin (Deutschland)
info@amarodrom.de
amarodrom.de
romanistan-berlin.de



Amaro Drom e.V.

Amaro Drom e.V. ist ein seit 2006 existierender interkultureller Jugendverband von Roma und Nicht-Roma mit dem Ziel, jungen Menschen durch Empowerment, Mobilisierung, Selbstorganisation und Partizipation Raum zu schaffen, um aktive BürgerInnen zu werden.

Amaro Drom betreibt intensive Recherche zu Roma-Kulturarbeit an verschiedenen Orten in Berlin. Folgende Fragen stehen dabei im Zentrum: Was und wie bestimmt sich das Verhältnis von kultureller Identität und künstlerischer Produktion? Welche Möglichkeiten bietet dabei Kulturarbeit, insbesondere im Vermittlungsbereich und in der kulturellen Bildung? Welche Visionen gibt es bereits bzw. werden in den Roma-Communitys entwickelt, um sich selbst zu repräsentieren und um die interne sowie externe Wahrnehmung zu bestimmen?

Im Dezember 2011 veranstaltete Amaro Drom e.V. „die Zukunftswerkstatt“ in Berlin, welche u.a. die

Grundlage für die Beteiligung der Roma-Communitys bildete. Die in verschiedenen Workshops geführten Diskussionen waren für den gesamten Projektverlauf richtungsweisend, aus ihr entwickelten die teilnehmenden KünstlerInnen ihre Produktionsvorschläge und thematischen Fragestellungen, die sie auf der theoretischen Basis dieses EU-Projektes in 2012 und 2013 umsetzten.

Wir bedanken uns bei den folgenden MitarbeiterInnen, Mitwirkenden, KünstlerInnen, UnterstützerInnen und Organisationen, die am Projekt *Romanistan* beteiligt waren:

Lith Bahlmann, Emese Benkö, Hamze Bytyci, Georgel Caldararu, Filiz Demirova, Emran Elmazi, Josefine Geier, Veronika Gerhardt, Denhart v. Harling, Jürgen W. Lisken, Jonathan Mack, Nebojša Marković, Slaviša Marković, André J. Raatzsch, Matthias Reichelt, Teodora Tabački, Lilo Unger. Hauptstadtkulturfonds, Berlin; Bundeszentrale für politische Bildung; Österreichisches Kulturforum

– Maria Simma-Keller; Allianz Kulturstiftung – Michael M. Thoss; SO36; Neue Gesellschaft für Bildende Kunst e.V.; Senatsverwaltung für Arbeit, Integration und Frauen; Bezirksamt Neukölln von Berlin, Fachbereich Kultur – Dorothee Bienert und Bettina Busse; Roma Aether Klub Theater; Galerie Kai Dikhas – Moritz Pankok; Julia Hartung; Diana Botescu; Anna Schmitt; Merdjan Jakupov; Giorgi Ivanov; Marius Krauss; Alfonso Roman; Eugen Bonciog; Marin Bonciog; Aurel Jurnea; Cristi Bazavan; Ionut Razvan Caldare; Oliver Pietsch; Rahim Burhan; Ines Busch; Prof. Ismet Jašarević; Dotschy Reinhardt; Joschla Weiß; Demir Jašarević; Marika Schmiedt; Slobodan Savić; Harri Stojka Band; Valerie Stojka; Slobodan Savić Band; Dotschy Reinhardt Quartett; Diana Arce; Gábor Áfrány; Herlambang Bayu Aji; Judit M. Horváth; András Kállai; Henrik Kállai; Christoph Müller-Hofstede; Mayar Nicoubin; Nihad Nino Pušija; György Stalter; Norbert Tihanics; József Choli Daróczi und Gusztáv Nagy.

FAGiC, Barcelona

Federació d'Associacions Gitanes de Catalunya
C/Concilio de Trento, 313 – despatx 9.9
08020 Barcelona (Spanien)
Telefon +34 933 05 10 71
Fax +34 933 05 42 05
info@fagic.org
fagic.org



Federació d'Associacions
Gitanes de Catalunya

FAGiC Barcelona ist die Vereinigung der Roma-Vereine Kataloniens. Sie fördert die Rechte sowie die Kultur der Roma in der Region, wobei sie enge Beziehungen zu öffentlichen und privaten Institutionen pflegt. Unterstützt wird unter anderem die Selbstorganisation der Roma-Vereine, vor allem die Verbesserung ihrer Infrastruktur und Beratungstätigkeit.

FAGiC veranstaltete das Festival *Viva la Cultura Roma!* im Stadtpark (Parque de la Ciutadella) von Barcelona im Juni 2012. Viele verschiedene Aktivitäten präsentierten ein weites Spektrum von Roma-Kunst und -Kultur. Dies diente der Sichtbarmachung sowohl der KünstlerInnen als auch der Organisationen und führte bei den Beteiligten zum Entstehen eines Netzwerks.

Die *European Conference of Art* präsentierte eine Reihe von national und international bekannten KünstlerInnen, deren Fokus auf Diskriminierung und Rassismus in der Roma-Kunst-Produktion

liegt. Die Vortragenden stellten entlang ihrer persönlichen und professionellen Erfahrungen Wege und Instrumentarien vor, wie diskriminierende Barrieren abgebaut werden können.

Wir bedanken uns bei den folgenden MitarbeiterInnen, Mitwirkenden, KünstlerInnen, UnterstützerInnen und Organisationen, die am Projekt *Romanistan* beteiligt waren:

Pedro Aguilera Cortés, Mónica Aragonés, Florian Becht, Annabel Carballo, José Cortés, Araceli del Pino, Alba Fernández, Manuel Fernández, Noemí Fernández, Antonio Giménez, Joan Giménez, Felipe Hernández, Cristóbal Laso, Anna Mirga, Mireia Moneo, Isabelle Peris, Saúl Roas, Ana Sánchez, José Santos, Félix Silva, Marie-Céline Warnier. Romanî Chavé Bulgaria, Alma Zíngara, Los Barrosos, Calabuch, Kempo Dankan, Barcelona Gypsy Klezmer Orchestra, Grupo de flamenco de José Andrés Cortés, Yiyo, Taraful de muzica lautareasca din Craiova, Los Viejos Rumberos, Harri Stojka

Band, Francisco Suárez, Paco Suárez, Gabi Jiménez y Grupo Matipen.

Associació Cultural Gitana de Viladecans, Unión Romaní, Associació Ternikaló XXI, Associació Gitana, Tots els Colors, Fundació Privada Pere Closa, Associació Socio Cultural Lachó Bají Calí, Associació de Dones Gitanes de Sitges, Associació Teatrejoc, Associació Gitana de Dones Drom Kotar Mestipen, Associació Cultural Monàrquica de Girona, Associació Gitana Catalana Sant Josep Obrer, Centre Cultural Gitano La Mina, Moviment per la Pau – MPDL, Associació CAFUNÉ, Servei Civil Internacional de Catalunya, SOS Racisme, Global Humanitaria, FECCOM, Associació D'Art Venus, Fundació Save the Children, FORCAT, Fundació ARED, Metges del Món, Veus Gitanes.

Roma Kulturzentrum Wien

Roma Kulturzentrum Wien
Rotenhofgasse 80-84/2/3
1100 Wien (Österreich)
Telefon +43 681 10 30 30 96
info@romakult.org
romakult.org



Der Verein Roma Kulturzentrum Wien wurde 2005 von Nenad und Milorad Marinković gegründet. Das Ziel war die Schaffung einer Stätte der Begegnung für jugendliche und erwachsene Roma, um ihnen die Möglichkeit zu geben, an verschiedenen Kultur- und Bildungsprojekten teilzunehmen. Das Roma Kulturzentrum Wien will Jugendlichen wie auch Erwachsenen, die seit ihrer Geburt in Wien leben oder später zugewandert sind, ein Freizeitangebot mit Niveau bieten.

Der Verein ist u. a. in den Bereichen Bildung (Lernhilfe für Romakinder), Kultur, Gesundheit, Arbeit und Beschäftigung sowie Lobbying (z. B. Fremdengesetze) tätig. Ein wichtiges Anliegen ist, mit anderen Roma-Organisationen in Österreich und der EU Erfahrungen auszutauschen, um gemeinsam die Situation der Roma und die Qualität der eigenen Arbeit verbessern zu können.

Mit dem Projekt *Romanistan* wurde versucht, das vorurteilsbeladene Bild von Roma zu korrigieren.

Darüber hinaus bot das Roma Kulturzentrum Wien anderen Roma-Vereinen in Wien eine Reihe von Workshops über antirassistische Kulturarbeit an.

Wir bedanken uns bei den folgenden MitarbeiterInnen, Mitwirkenden, KünstlerInnen, UnterstützerInnen und Organisationen, die am Projekt *Romanistan* beteiligt waren:

Gabriele Gerbasits, Herta Schuster, Patricia Köstring, Marty Huber, Elisabeth Mayerhofer, Milorad Marinković, Živanka Marinković, Svetolik Marinković, Katarina Marinković, Slobodan Vukсанović, Almir Ibrić, Maksim Bock, Patrick Kwasniewski, Ivana Havelka, Saša Dobrić, Anna Mirga, Radiša Barbul, Dejan Kolompar, Gilda Horvath, Danilo Stanković, Nenad Marinković, Milorad Marinković, Stanko Marinković, Aleksandar Jovanović, Nevena Vilimonović, Dragan Petrović, Andrija Jovanović, Boban Životić, Milorad Radosavljević, Sladjana Radosavljević, Nikola Radosavljević, Mile Radosavljević, Milorad Kovacević, Dušan Balcojkić,

Milan Nikolić, Ivan Petricević, Harri Stojka, Milan Radosavljević, Danijel Piler, Darko Piler, Zoran Radosavljević, Dragica Radosavljević, Miodrag Jovanović, Marina Jovanović, Zeljko Ličina, Israel Ramirez Sanchez, Cristobal Laso Silva, Violant Cervera, José Santos Silva, Monica Aragones Padilla, Annabel Carballo, Sanja Frkanec, Santi "Radio Sunakai", Lena Blank, Mercedes Gomez Cortes, Herbert Depner, Sarai Ferrer, Michael Archan, Georgel Caldararu.

IG Kultur Österreich

IG Kultur Österreich
Gumpendorfer Straße 63b
1060 Wien (Österreich)
Telefon +43 1 503 71 20
Fax +43 1 503 71 20-15
Mobil +43 650 503 71 20
office@igkultur.at
igkultur.at



IG Kultur Österreich

Die IG Kultur Österreich hat ihren Sitz in Wien/ Österreich und ist kulturpolitische Interessenvertretung und Beratungsinstanz im Auftrag der Kulturinitiativen.

Die zentrale Aufgabe der IG Kultur Österreich liegt in der Verbesserung der Arbeitsbedingungen für emanzipatorische Kulturarbeit.

Wir bedanken uns bei den folgenden Personen und Organisationen, die unter anderem am Projekt *Romanistan* beteiligt waren:

Lisa Bolyos, Ljubomir Bratić, Ulli Fuchs, Gabi Gerbasits, Markus Griesser, Marty Huber, Andrea Hummer, Bernhard Hummer, Patricia Köstring, Patrick Kwaśniewski, Nenad Marinković, Milorad Marinković, Herta Schuster.

Daniel Strauß, André J. Raatzsch, Vina Yun, Orhan Galjus, Usnija Buligović, Katalin Barsóny, Dragoljub Acković, Jožek Horvat, Karolina Mirga, Vinko Cener, Kenan Emini, Rudolf Sarközi, Rosa

Gitta Martl, Cornelia Kogoj, Nicole Sevik, Elisabeth Mayerhofer, Gilda-Nancy Horvath, Guillermo Ruiz, Pascale Didio, Frank Priebitz, Martin Wassermair und aktionstheater ensemble.

Pedro Aguilera Cortés
Katalin Bársony
Aylin Basaran
Ljubomir Bratić
Hamze Bytyci
Markus End
Gilda-Nancy Horvath
Marty Huber
Almir Ibrić
Patricia Köstring
Anna Mirga
Radostina Patulova
André J. Raatzsch
Simone Schönnett
Erika Thurner



Romanistan ist überall

Markierungen im unwegsamem Gelände

Zwischen 2011 und 2013 widmete sich das Projekt *Romanistan. Crossing Spaces in Europe* Fragen der Selbstorganisation und – damit verbunden – der zeitgenössischen Kultur-, Kunst- und Medienproduktion europäischer Roma/Romnja. Dieser Reader versammelt Texte aus dem Projekt.

ISBN 3-9500544-7-2